P.o. germ. Kopfen
1781 m

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus=	15 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr	bezahlung	7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus=	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr	bezahlung	9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post=Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

Dr. 1896. 2000.

458

39488

<36620176550012

<36620176550012

Bayer. Staatsbibliothek

J. Lindauer'sche
Bibliothek
München Maximilianspl. 16

39488

J. Lindauer Verl.
Bibliothek
der Königlichen Maximilians-Gymn.

RENÉ
REINICKE

Hotel Köpf und Uebereilte Werbung.

Zwei Geschichten

von

Hans Hopfen.

Illustrirt von René Reinicke.

1.—6. Tausend.

J. Lindauer'sche Bibliothek München Maximilianspl. 16

[1894-96]

Berlin W. 57.
Richard Eckstein Nachf.
(H. Krüger.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung vorbehalten.

Hotel Köpf.

Eine Münchner Geschichte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Goldene Jugend, was warst du helle! Aber wo viel Licht, ist auch viel Schatten. Eine Geschichte von der Schattenseite des Lebens will ich euch heut erzählen. Dass sie sich ereignet hat, ist lange her, schon mehr als vierzig Jahre. Wie die Zeit vergeht! Und was Alles sie mit sich fortnimmt und seine Spur verwischt!

Es war in den grossen Ferien zwischen meinem zweiten und dritten Universitäts-Semester, im traurigen Spätsommer 1854. Zum erstenmale sahen die farbenfrohen Münchner eine grosse allgemeine Kunstausstellung in

jenem weitläufigen eisernen Käfig, der noch heute zu derlei Schaurüstungen gebraucht wird und schon damals der „Glaspalast“ hiess. Der Zusammenfluss zahlreicher Fremden aus allen Gegenden der Erde hatte uns auch einen bösen Gast gebracht: die asiatische Cholera. Und wie anderen Fremden gefiel es auch diesem im schönen München. Er liess sich brutbehaglich nieder in der armen Stadt und schien trotz aller Anstrengungen, die man ihn zu vertreiben machte, sie nicht so bald verlassen zu wollen.

Er war jählings gekommen wie der Mörder in der Nacht, wie Feuersbrunst nach einem Blitzschlag aus heiterem Himmel, ohne Widerstand zu finden, um sich greifend und blindlings vernichtend.

Gestern noch Alles in festlicher Freude, heute Jeder vor den Kopf geschlagen. Die lustigen arglosen Menschen starben haufenweise hin wie Fliegen, die über Giftpapier gelaufen sind. Und welch ein abscheuliches Sterben!

Am Anfang glaubte man nicht recht an das landumfassende Unglück. Man schüttelte den Kopf, man spöttelte, man erklärte die heillosen Neuigkeiten für Übertreibungen.

Es war dafür gesorgt, dass man daran glauben lernte. Mit Einemmal vollzog sich der Umschwung in der allgemeinen Empfindung: man begriff, man überzeugte sich, man sah der täglich wachsenden Gefahr ins entsetzliche Gesicht, und — man gewöhnte sich daran, mit ihr zu leben, in einem gewissen stolzen Menschentrotz, in christlicher Ergebung, in leichtfertiger Hoffnung, in frommer Zuversicht .... jeder nach seiner Art ... allerlei Namen für ein' und dieselbe Erscheinung gesunder zäher Lust am Dasein.

Jedermann lebte ernsthafter und zahmer hin als vordem, auch — soweit ich wenigstens mit meinen jungen Augen sehen konnte — ohne Furcht vor der Seuche, die ungebändigt rechts und links wütete. Allein der Wert des Lebens war Einem deutlicher vor's Be-

wusstsein gerückt. Und mit dem Werte des Lebens bedachte man zum erstenmal auch die Mittel, das Leben zu erhalten und gesund zu erhalten. Zum erstenmal beschäftigte sich das grosse Publikum mit den jetzt allgemein geläufigen Fragen der Hygiene; der rührige Wohlthäter der Menschheit, Max Pettenkofer, legte damals die ersten Grundsteine zum hohen Gebäude seines Ruhms.

Dass nun in einer Stadt, wie unser München ist und immer war, die Frage, wo man einen guten und zuträglichen Tropfen schänkt, unter den hygienischen zur Zeit der allgemeinen Not obenan stand, bedarf wohl keiner besonderen Erklärung. Man sollte bei aller Vorsicht doch in der gewohnten Lebensweise sich verhalten. Die allgemeine Gewohnheit war, seinen Durst mit Bier zu löschen. Wasser trinken galt mit Recht für gemeinschädlich, wie sich denn manch Einer und auch der Erzähler dieser Geschichte in jener Zeit das Wassertrinken für alle Tage

seines weiteren Erdenwallens abgewöhnt hat. So gross war der Schauder vor der Gefährlichkeit des natürlichsten aller Getränke. Gutes Bier galt für gesund, schlechtes oder gar mit dem verpönten Wasser verdünntes für äusserst schädlich. Aber in böser Zeit verschlechtern sich nicht nur die Getränke, sondern auch die Menschen, ja sogar die Brauer — die damals noch keine Aristokratie bildeten — um wie viel mehr erst die Wirte. Man erzählte Beispiele von empörenden Pantschereien und Wirkungen vom Genusse minderwertigen Gerstensaftes, die Einem die Haare zu Berge stehen liessen. Ein Bierwirt, der nicht mit allem Verständnis und aller Gewissenhaftigkeit seines Amtes waltete, war kaum etwas anderes als ein Giftmischer. Aber was nützte es seinen Opfern, dies hinterher bewiesen zu haben? Vor dem Genusse hatte Umsicht zu sorgen.

Die Korpskneipe war in den Ferien geschlossen. Von aktiven Brüdern war ausser mir nur noch Einer in München

anwesend. Aber wir und die vorhandenen jüngeren „alten Herren“, zum grössten Teil Mediziner, blieben treulich zusammen, jeden Abend Musterung haltend, ob wir noch vollzählig wären. Ein Dutzend fröhlicher Menschen zwischen 19 und 30 Jahren. Die Not, das Richtige zu finden, war gross. Einige besonders Erfahrene hielten sich für verpflichtet, auf Kundschaft auszugehen. Und endlich gelang es den Unerschrockenen, Unermüdlichen, nach vielen gewissenhaften Versuchen, einen Stoff auszuproben, den man getrost sich zuführen durfte, einen Schankwirt ausfindig zu machen, auf dessen Ehrlichkeit man sich verlassen konnte, dass er jenen nicht aus schnöder Gewinnsucht verdürbe, und ein Lokal zu entdecken, wo man sich nicht in Gesellschaft zweifelhafter Elemente traf. Der Wirt war eben Herr Köpf, und sein Bier war das Bier, und sein Lokal, das war eben das „Hotel Köpf“.

Es steht in keinem Bädeker verzeichnet, und mancher eingeborene

eingefleischte waschechte Münchner, der diese Geschichte liest, wird jetzt bereit sein, mir auf den Kopf zuzusagen, dass es niemals in unserer Stadt einen Gasthof dieses Namens gegeben habe.

Da hat er gewissermassen Recht. Und trotzdem hat es wirklich und wahrhaftig ein „Hotel Köpf“ gegeben .... oder doch etwas, das diesen Namen trug. Auf seinem Firmenschilde freilich nicht .... Aber wir nannten es nun einmal so und nicht anders.

Von Anfang an will ich ja gern bekennen: ein Hotel, ein Gasthof war es eigentlich nicht. O durchaus nicht! Vielmehr eine ganz kleine unscheinbare unkomfortable schmucklose primitive Bierstube .... oder noch richtiger ein Bierstübchen. Selbst in jener Zeit, wo man sich vom Luxus „altdeutscher Trinkhallen“ und prächtiger Rokoko-Salons in weitläufigen Kaffeehäusern noch nichts träumen liess, und selbst für damalige Begriffe und Gewohnheiten im damaligen München war es eine der unansehnlichsten Spelunken,

wenn nicht die unansehnlichste von allen.

Und eben weil in dem Spelünkelein ausser roh gehobeltem Tisch und glatt gewetzter Bank, ausser Masskrug und Halbekrügeln, ausser primitivsten Vorrichtungen, den trefflichen Stoff zu geniessen, ganz und gar Alles fehlte, was zu behaglichem Verweilen einlud, darum hatte ein Spassvogel es einmal aus Ulk „Hotel“ geschimpft, und man fand den Gegensatz des Namens und der Sache so drollig, dass man beide nicht mehr von einander trennte.

Man hätte hinter den zwei kleinen Fenstern dieses Bierstübchens sich einbilden können, weit weg in einem Dörflein des Dachauer Mooses zu sitzen, und man befand sich doch mitten in der Hauptstadt. Ja wohl, mitten in der Stadt.

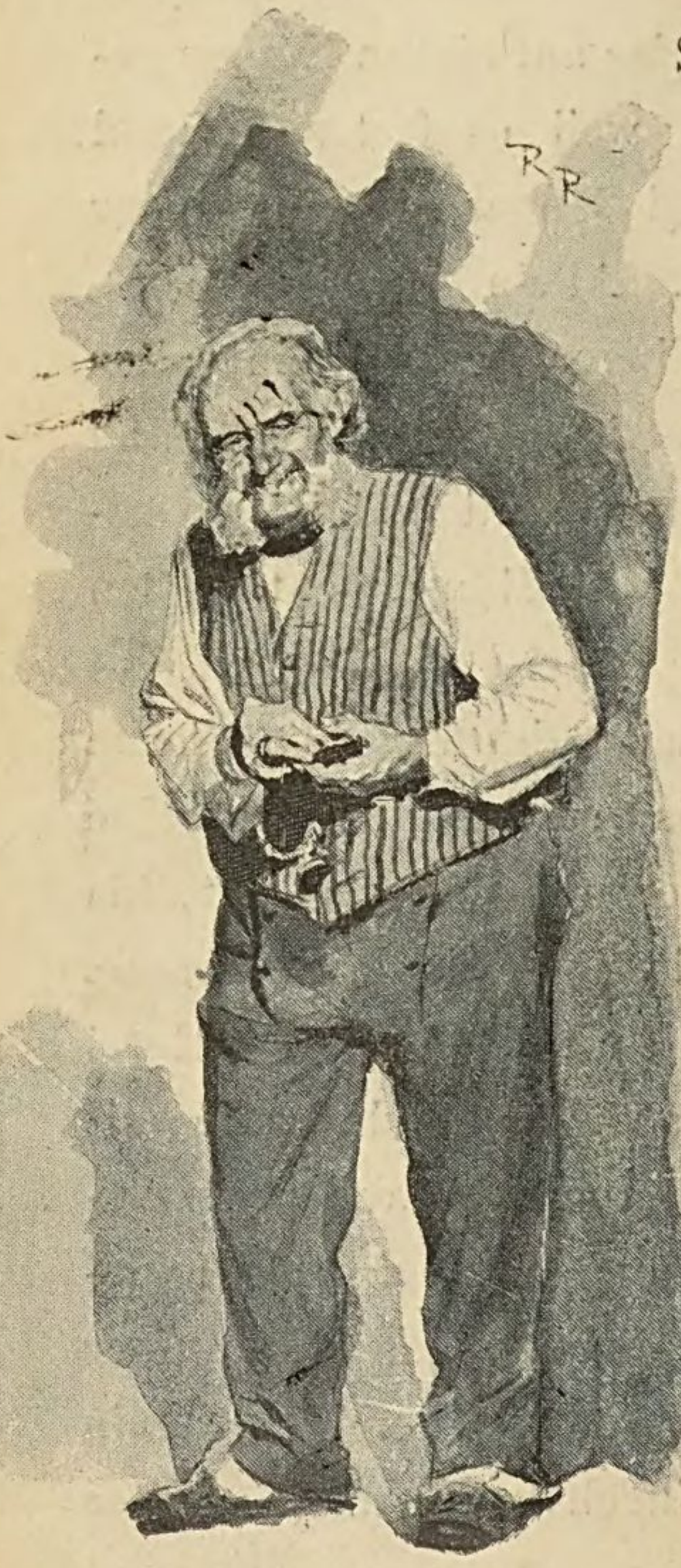
Da, wo heute die geräumige Maffeistrasse mit dem herrlichen Bankgebäude auf der einen, mit dem weitläufigen Bazar auf der andern Seite Promenadenplatz und Theatinerstrasse

verbindet, zwängte man sich damals durch die eng aneinander gebauten Reihen winkliger schmaler Häuser, die das „Fingergassel“ benannt waren.

Die meisten Leute meinten nicht anders, als das Gässlein wäre in alten Zeiten spottweise auf diesen Namen getauft worden, weil es fast so schmal und nicht viel länger als ein Finger gewesen wäre. Allein das war ein Irrtum. Die Finger waren ein altes Münchner Patrizier-Geschlecht, und ihnen hatte der Grund und Boden gehört, darauf jene Häuser entstanden waren.

Die Nordseite des Zeilchens hatte schon damals so ziemlich dieselbe Flucht, wie heute die Strasse hat, bis gegenüber der Windenmachergasse. In ihrer Mitte stand das „Hotel Köpf“ zwischen dem noch heute mit Recht berühmten Schweinemetzgerladen und einer seither verschwundenen Tischlerwerkstatt, einem Klempner gegenüber, dessen an den Thürangeln ausgehängte Blechwaren man an der

jenseitigen Strassenwand stehend mit ausgestreckter Hand noch zu berühren vermochte.



Johannes Köpf war ein kleiner feister dickköpfiger Wirt mit verkniffenen Schweinsäugelein und immer lächelnden Hängelippen. Auf seinem respektablen Bäuchelein baumelte an kurzer breit gegliederter Tombackkette ein ovales Petschaft aus braunem Carneol; er schlurchte in grünen Haus-

schuhen über die stets nassgescheuerten Dielen, er trug das Beinkleid noch mit breitem zweiknöpfigen Latz, er ging meist in Hemdärmeln, und aus der linken Tasche seiner gelb- und weissgestreiften Weste guckte die Hälfte einer runden schwarzen Tabaksdose wie ein unveränderliches Wahrzeichen seiner gastfreundlichen Würde hervor.

Gäste konnte der kleine Raum nur wenige fassen, und weil leicht einer den anderen genierte, so blieben sie wohl für gewöhnlich alle weg. Dennoch stand sich der bescheidene Mensch in seinem Geschäftchen zur Zufriedenheit, denn in einer Stadt, wo Jedem ein Schauer übers Gebein läuft, wenn man ihm zumutet, sein Bier in Flaschen aufzubewahren und aus der Flasche zu schänken, und wo doch jeder rechtschaffene Mensch vor dem Schlafengehen seine gehörige Bettschwere erwerben will, wird sowohl des Mittags wie erst recht des Abends das Getränk aus dem nächstbesten Wirtshaus vom Zapfen über die Gasse geholt. Da nun

in diesem dichtbewohnten Häuserblock nur wenig andere Schänken sich befanden und der redliche Köpf nicht nur auf tadellosen unverdünnten Stoff hielt, sondern auch bei dessen Verzapfen sein menschenfreundliches Gemüt bewährte, so war am Mittag und am ganzen Abend im hellen Gegensatz zur Menschenleere im öden Gastzimmerchen der Andrang der Mägde auf dem Hausflur, wenn sie sich mit ihren Krüglein oder Krügen aus Steingut oder Glas vor dem Schiebfensterchen des Gassenschanks drängelten, ein ungemein regsamer und lauter.

Daraus erklärt sich nicht nur, warum der Wirt des besagten „Hotels“ trotz mangelnder Stubengäste nicht zu Grunde ging, sondern auch, warum sein Bier immer frisch vom Fasse rann.

Und aus diesem letzteren Grunde, sowie aus der ungestörten Leere des Lokals mag man es erklären, warum eine Gesellschaft, die sich, je jünger sie war, um so vornehmer dünkte und darum allzeit viel auf ihr äusseres Auf-

treten, aber in so bedenklicher Zeit auch etwas auf gute Gesundheit des inneren Menschen hielt, in dieser Höhle ihr Standquartier aufschlug.

Ich erinnere mich noch recht empfindlich der unangenehmen Überraschung, ich darf wohl sagen, der Entrüstung, die mich und meinen teuren Korpsbruder befiel, als wir, zwei stolze Studenten, durch einen Wink unseres massgebenden älteren Freundes berufen, Arm in Arm zum erstenmal über diese Schwelle traten

Wirklich in diesem Hundeloch sollten wir fortan unsere Abende zubringen? Das musste ein Irrtum sein.

Man verurteile uns nicht zu rasch wegen burschikosen Hochmuts. Wäre es uns nur um unser Behagen und unseren Durst zu thun gewesen, ei was, wir wären guter Kameradschaft und tadellosem Trunk zuliebe überall zufrieden gewesen. Wir hatten aus solchen Gründen schon an schlechteren Tischen vorlieb genommen. Aber wir zwei Einzigen, die von der Kouleur

in München verblieben waren, hatten uns nicht nur zu vergnügen, wir hatten auch Repräsentationspflichten und Sorgen für die Zukunft.

Und gerade heute. Wir waren im Glaspalast vor dem epochemachenden Bilde Menzels „Der Überfall bei Hochkirch“ mit zwei norddeutschen Studenten bekannt geworden, ragenden breitschulterigen strammen Kerlen, die wir fürs nächste Semester zu gewinnen alle Hoffnung hegen durften.

Der Ältere von Beiden war uns zwar sicher. Er war bereits in Greifswald zwei Semester aktiv gewesen und stellte sich uns mit der ausgesprochenen Absicht vor, im ersten Korpskonvent des nächsten Semesters sich bei uns recipieren zu lassen.

Aber der Andere, wenn schon um ein gut Teil älter als Jener, war genauer betrachtet, eigentlich noch Fuchs. Er war eines reichen Memeler Kaufherrn Sohn und von Jenem nach dem Abiturienten-Examen erst ein Halbjahr zur Kräftigung seiner Gesundheit als

Matrose zur See, dann zum Erwerb weltmännischer Gewandtheit zwei Jahre auf Reisen geschickt worden. Nachdem er also in England und Frankreich allerhand Schönes gesehen und Gutes genossen hatte, wollte er jetzt mit seinem Freunde die übliche Fahrt ins bayrische Gebirg und nach Tirol machen, um, wenn's ihm hier behagte, sich im Oktober in München oder, wenn's ihn hier nicht ansprach, in Heidelberg oder Göttingen immatrikulieren zu lassen.

Er hatte vollkommen freie Wahl, zu thun, was ihm beliebte, und war offenbar ein sehr verwöhntes Herrchen mit leicht zu verletzenden Ansprüchen an eine gewisse vornehme Führung und Behaglichkeit des Daseins.

Auf solch ein verzärtelt Muttersöhnchen konnte Köpfs Spelunke nur enttäuschend und abschreckend wirken. Wenn wir ihm hier die Honneurs machen wollten, lief er uns gewiss aus dem Garn und sprang anderswo ein oder kehrte nach seiner Alpenwanderung gar nicht mehr nach München zurück.

Entschieden! Wir mussten irregegangen sein, und darum machten wir, noch immer Arm in Arm, schon auf der Schwelle Kehrt.

Johannes Köpf, der mitten in seiner leeren Stube auf giftgrünen Pantoffeln stand, zog, als er unsern Entschluss begriff, die Brauen hoch in die Stirn und streckte nur einen Zeigefinger gegen uns aus, als wäre es zu viel, die ganze Hand zu solcher Bewegung zu verwenden, und er sagte: „Na, na, Se sand schon richtig hier, meine Herren. Habens nur ein Wengerl Geduld. Die Andern werden bald nachkemma. Der Herr von Gombart hat gestern schon g'sagt, dass heunt ihrer Mehrere kommen wer'n, und dass wir dessentwegen fein ja den Tisch an keine andern Gäst' vergeben dürften."

An keine anderen Gäste! Es kostete uns ein Lachen. Hatte sich was in diesem Russwinkel mit „anderen Gästen!" Indessen wirkte der Name Gombart denn doch besänftigend und ermutigend auf unsere empörten Ge-

müter. Wenn dieser Treffliche, der es bereits in jungen Jahren zum Legationsrat im Ministerium des Auswärtigen gebracht hatte, mit diesem Lokal zufrieden war, dann hatten wir wenigstens ein leuchtendes Beispiel, dass in solcher Zeit ein Sichbescheiden unter zwingende Gesichtspunkte das Passendste wäre. Damit hofften wir auch dem Fuchs zu imponieren, denn was er an Feinheit vermisste, sollte ein Blick ins originelle Münchener Treiben und gute Unterhaltung ersetzen.

Köpf zwinkerte vergnügt mit den wimperlosen Lidern seiner roten Schweinsäugelein und schob mit überlebensgrossen Händen höflich den Tisch zurecht, auf dass wir Platz nähmen, während die aufwartende Magd vor Jeden von uns ein schaumgekröntes Halbekrügel auf sein „Filzel“ stellte.

„Wohl bekomm's!“

Diese Kellnerin war auch ein Original und von Anderen ihresgleichen verschieden. Eine noch junge Person,

weder hübsch von Angesicht, noch anmutig von Gebärden, fast so breit wie

lang, mit glatten staubfarbigen Haaren, die am Hinterkopf unter dem Zopf mit einem Bindfaden zusammengeknüttelt waren, ein von keiner Kultur belecktes bäurisches Ungetüm, das ersichtlich noch nicht lange den entscheidenden Weg vom Dort in die Stadt genommen hatte.

Der patriarchalisch mit über dem Bauch gefalteten Händen wieder in-

mitten der Stube stehende Köpf schmunzelte wohlgefällig seiner Sklavin nach, in welcher Richtung sie hinwatscheln mochte, und wenn er auch zuweilen derb hinter ihr drein schimpfte, schien er nichtsdestoweniger mit ihren Leistungen zufrieden zu sein.

Auch wir hatten nie über das gute Ding zu klagen. Sie bediente uns freundlich, ehrlich und reinlich, nachdem einmal das Abschreckende des ersten Eindruckes überstanden war. Es währte auch nicht lang, so erhielt sie den Kosenamen „Zuleima“. Warum? Aus demselben Grunde, weshalb die Spelunke Köpf ein „Hotel“ hiess. Weil ihr wie diesem Alles fehlte, was den Namen rechtfertigte, und weil man in so ernster Zeit für jeden lustigen Einfall dankbar war.

An jenem Abend standen wir zwei Verehrer alles Schönen freilich noch schaudernd unter dem ersten Eindruck, den die lächerliche Figur dieser Zuleima auf uns übte, während sie sich verpflichtet hielt, unsere längstver-

gangenen Sorgen immer wieder zu beschwichtigen, beteuernd, dass wir uns an der rechten Stelle befänden, wo ältere Freunde uns bereits gestern und ehegestern erwartet hätten.

Sie blieb mit ihrem lehmgelben kugeligen Kopf, der in Form und Farbe einer jener thönernen Sparbüchsen nicht unähnlich war, ruhig grinsend vor uns stehen, bis wir mit einem ehrlichen Seufzer die Gläser ergriffen, um unseren Unmut hinunterzuspülen.

Alles, was wahr ist! der Tropfen verdiente Anerkennung und verdiente sie doppelt in dieser argen Zeit. Zuleima schien, ihrer Sache gewiss, auf diese Anerkennung gewartet zu haben. Sie kniff das linke Auge zu und sagte: „Aha!“, während mein Freund und ich uns verständnissinnig anblickten.

Es dauerte nicht viel länger, bis wir ein zweites Glas verlangten. . . . . Die Anderen liessen noch immer auf sich warten. . . . . Und es war doch an der Zeit. . . . . Ich zog die Uhr. Aber es dämmerte schon so stark, dass man

den dünnen Zeiger auf dem Zifferblatte nicht mehr recht wahrnehmen konnte. Wir merkten erst jetzt, wie rasch es in den letzten Minuten dunkel geworden war. Nur die zwei kleinen weissen Vierecke der Fenster glotzten, von der Strassenbeleuchtung überglänzt, unheimlich in das düstere stille Gelass herein. Man hörte das Ave-Läuten von der nahen Frauenkirche. Köpf nahm die Mütze ab. Nach der Weile eines stillen Vaterunsers setzte er sie wieder auf und sagte: „Guten Abend, meine Herren!“ Dann bequemte sich Zuleima nicht ohne Mühe, auf einen der Schemel hinaufzuturnen, um an dem einen Ende des schmucklos von der Decke hängenden Gasarmes eine Flamme zu entzünden und sie unserem Tische zuzudrehen.

Während sie nach frischer Füllung ging, liessen wir unsere Augen im erleuchteten Raume rund umgehen.

An der schneeweiss getünchten Wand hing nur ein altes Kruzifix. Es musste sehr alt und lange nicht mehr

renoviert worden sein, denn weder am Körper des Gekreuzigten noch an Haar und Lendentuch waren mehr Farben zu unterscheiden. Alles grau auf grau. Dahinter aber steckten querüber, ihre dünnen Schatten an die Wand malend, zwei lange Zweige mit grauen Palmkätzchen, die sicher nicht älter waren, als die letzte Charwoche.

An der gegenüberliegenden Wand, der Eingangsthüre zur Rechten, hing ein Weihbrunnkesselchen aus schlichtem grünen Steingut; zur linken der Hoftheaterzettel von heute. So wie die Thür geöffnet wurde, bewegte er sich an seinem Nagel flatternd hin und her.

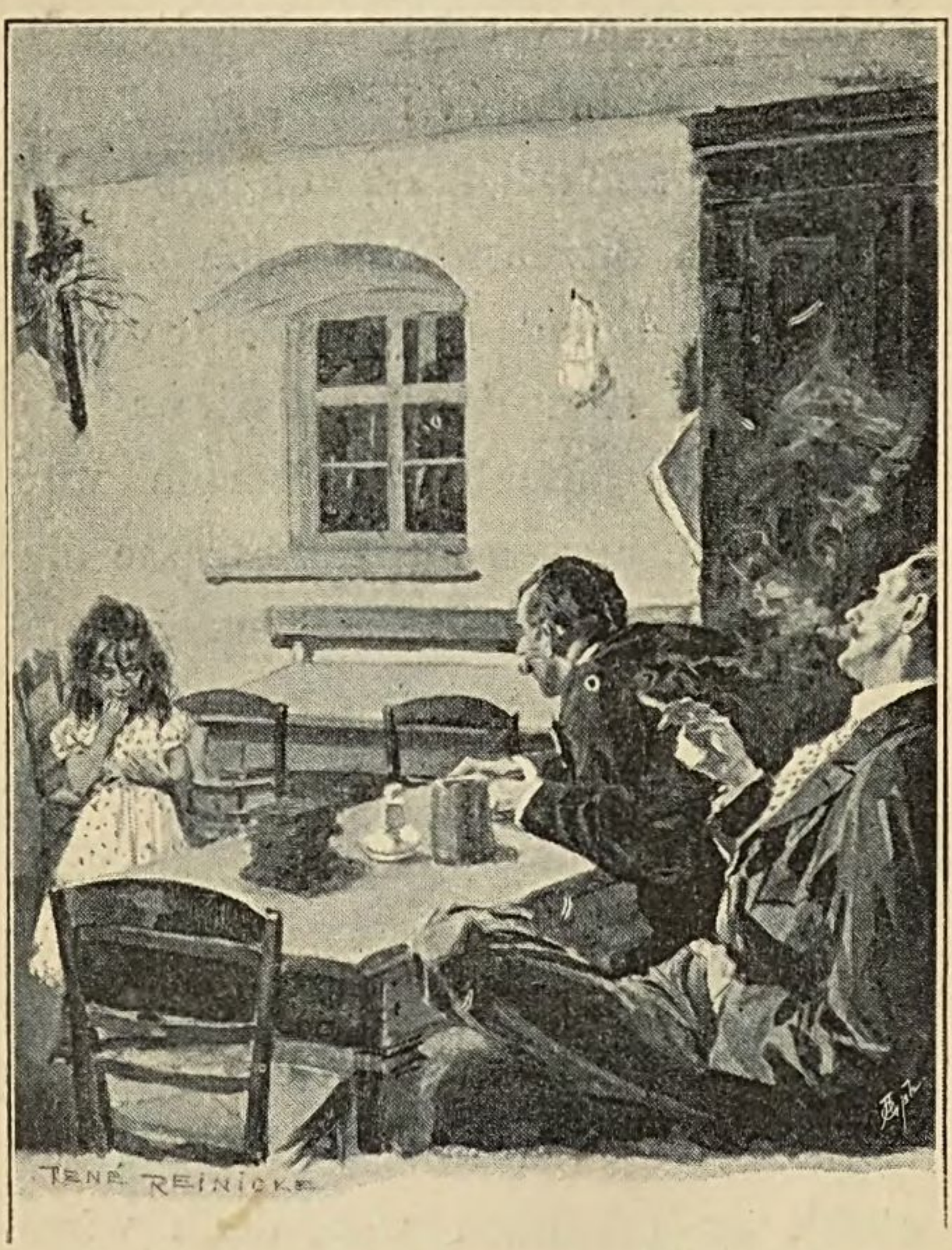
Neben der andern Thür, der zur Küche, den Strassenfenstern gegenüber, stand ein Schränkchen von gefärbtem Holz, darin Messer, Gabeln und Krügel aufbewahrt wurden. An seiner Seitenwand hingen ein Handfeger und der Sulzbacher Kalender. Im Winkel stand der alte grüne Ofen mit schmaler Bank. Auf der andern Seite neben der Küchenthür sah man ein kleines viereckiges

Schiebfensterchen, das nach der knappen Schänke ging, wo das Fass stand.

Hüben zwischen Fenster und Eingang ein längerer Tisch, daran wir sassen. Drüben vor dem andern Fenster in der Ecke ein kleinerer Tisch. Beide Wände entlang lief ein rohgehobeltes Brett zum Sitzen. Nun noch etliche Holzschemel und das ganze Inventarium war fertig. Während wir es also schweigend aufnahmen, hörten wir, wie Köpf draussen auf der Strasse die Laden losriegelte und einen nach dem andern knallend vor den Fenstern zuschlug.

Da regte sich auf einmal etwas, drüben in der Ecke, was bisher nicht zu bemerken gewesen war, und hinter dem Tisch erhob sich ein struppiges Köpfchen, dessen Angesicht nicht sogleich zu erkennen war, denn wirre lange schwarzbraune Haare hingen darüber. Die wurden nun so heftig geschüttelt, dass man fürchten mochte, das ganze Schädelchen werde gleich über die Tischplatte weg und davon

rollen. Dann streckten sich zwei weisse Händchen hoch, fuhren über's Haar mit ordnenden Fingern, und aus den dunklen Strähnen kam erst ein Stumpf-



näschen, dann ein paar dunkle blitzende Augen, endlich ein ovales blasses lachendes Kindergesicht zum Vorschein und guckte uns halb verlegen, halb unwillig an.

Das kleine Mädchen hatte augenscheinlich auf der Bank hinter dem Tisch geschlafen und war erst durch den Lärm, den Köpf mit dem Fensterladenschliessen verursacht hatte, geweckt worden.

Zuleima stemmte die beiden Fäuste in die Hüften und rief: „Na hörst, Cilli, du g'fallst mir. Jetzt schlafst schon gleich herin, und fragst net amal, ob 's d' darfst? . . . Hast di wieder amal eing'schlichen zwischen Dunkel und Sichstminet?“

Das Kind nickte treuherzig und stellte sich auf die Beinchen, schien aber noch zu verschüchtert, um hinter dem Tisch hervorzutreten. Das Kinn war just so hoch wie der Tisch. Es mochte sechs bis sieben Jahre alt sein. Erst allmählich gewann es Zutrauen, reckte sich und hing die braunen Augen glänzend und gross an die thörichte Jungfrau, die mehr schadenfroh als teilnehmend weiter anhub zu fragen, indem sie sich etwas niederhockte und klein machte.

„Bist wieder einmal dei'm Alten ausg'rückt?“

Das Kind nickte heftig mit dem Köpfchen; seine Wangen wurden jetzt purpurrot, und die Blicke hafteten wieder geschämig am Boden.

Zuleima fuhr fort; „Hat er dich wieder einmal beim Flügel derwischt und . . .?“

Sie ergänzte den unvollkommenen Satz mit einer runden Armbewegung, die gemeinverständlich Schläge bedeutete.

Das Kind rührte sich nicht, es dröselte an einem Schürzenbändchen, das ihm in der Verlegenheit zwischen die Finger geraten war, und bohrte die Blicke in den Estrich. Die feingezeichneten Augenbrauen zogen sich dreieckig in die Höhe, wie bei Einem, der sich fürchtet.

„Ein netter Schneck, dein Alter!“ sagte dann Zuleima, sich wieder gerade aufrichtend und nach dem Schränkchen gehend. „Der dürft' sich, meiner Treu', für Geld sehen lassen.“

Nach dem gehörten Gespräche konnte nur unser eigenes Unbehagen die thörichte Frage entschuldigen, die ich jetzt an die Kellnerin richtete: „Ist das ein Töchterlein des Herrn Köpf?“

„Ach, was net gar!“ schnauzte mich Zuleima, jeden Respekt und jede Hoffnung auf Trinkgelder in die Schanze schlagend, an. „Kunnt von Glück sagen, das arme Ding, wann's dem Köpf sein Töchterl war; aber da feit sich vill (fehlt viel).“

In flammender Entrüstung ging sie hinaus, die Thür heftig hinter sich ins Schloss werfend, dass der Theaterzettel über uns wie von einem Wirbelwind gechüttelt zu tanzen anfing. Meister Köpf aber, der mittlerweile auf sachten grünen Pantoffeln wieder eingetreten war, nahm es freiwillig auf sich, unsere mangelnde Personalkenntnis zu ergänzen und unsere angeregte Neugierde zu befriedigen.

„Wo ist denn dein Mutterl?“ fragte er das Kind.

„Auf der Stör," antwortete die Kleine zaghaft leise und doch mit einem Aufblick der braunen Augen, der zu sagen schien: wenn du auch brummst, Alter, du thust mir doch nichts und bei dir bin ich sicher.

„Wo ist sie?" fragte mein Nachbar.

„Sie geht als Näherin tagsüber in Arbeit," erklärte Köpf und setzte hinzu: „Eine brave Frau . . . aber . . . mein Gott, 's Kind kann's net mit in d' Arbeit nehmen. Da schleicht sich's halt hie und da herein wie ein Katzerl und hockt im Winkel, bis die Mutter heimkommt. . . . Magst a Bier?"

Das Kind nickte lachend, blieb aber noch ferne.

Wir beeilten uns, dem kleinen Ding unsere Halbekrügel hinzuhalten und es zum Kosten einzuladen, während der Wirt aufmunternd sagte: „Geh' nur, trink' nur, die Herren thun dir nix!"

Es folgte langsam, nahm aus jedem der zwei Gläser einen ganz kleinen sittigen Schluck, knixte, dankte und

sah uns wieder mit strahlenden Augen an.

„Geh 'naus zur Kellnerin. Die find't wohl auch ein'n Wurstzipfel für dein Magerl," sprach Köpf. „So! da geh 'naus in die Kuchel . . . So. Du kennst ja 'n Weg." Und er lachte hinter der Kleinen drein, die, auf einmal munter geworden, nach der Schwelle hopste, hinter der man Zuleima noch immer unwirsch rumoren hörte.

Es kam dem biederen Köpf nicht ungelegen, sich den neuen Gästen gleich zu Anfang der Bekanntschaft von seinen schönsten Seiten zu zeigen, als Menschenfreund und als Menschenkenner. Während er noch mit einem Auge das nach der Küche hüpfende Kind mitleidig betrachtete, wendete er seine Rede schon an uns.

„Es ist gar ein netter Fratz, das Cillerl . . . und hat einen solchen Lumpen zum Vattern. . . ." Damit war er wieder ganz an unsern Tisch herangetreten. Während er das ver-

schobene Salzfass und die Zündhölzer schön in die Mitte stellte, dann die Dose knarrend aufdrehte und Jedem von uns eine Prise anbot, plätscherten in leiser Vertraulichkeit also seine Worte weiter:

„Er ist nämlich ein Musikant. So ein Geiger, der in Wirtshäusern und oft auch anderswo im Orchester spielt. So ‚*à la* Gungl', wissen Sie? Er ist kein Einheimischer, ein Böhme von der sächsischen Grenze. Aber er hat eine Münchnerin geheiratet. Es ist noch keine sieben Jahr her. Ein ganz jung's Blut, bildsauber und fleissig, mit einem Wort ein kreuzbraves Weib. Und seitdem ist er hier zuständig. Er wohnt auch hier im Haus. Ganz oben . . . Ja, da hat er seine Wohnung. Aber daheim ist er selten. Und wenn er einmal kommt, gleich giebt's Mordskandal, dass alle Wänd' wackeln und die Nachbarsleut' nur so zusammenlaufen . . . aus Mitleid mit der armen Frau.

„Sein Beruf bringt's freilich mit

sich, die Nächt' auf Tanzböden und in Wirtshäusern zuzubringen. Er verdient sich ein ganz schön's Stückel Geld. Ja! Aber er hat alleweil grosse Löcher in den Taschen — obwohl sein arm's Weiberl den lieben langen Tag stopft und flickt — dass selten mehr etwas von seinem Verdienst noch bei ihm ist, wann er in seiner Familie erscheint.

„Dabei ist der Kerl ein Talent, meine Herren! Ein Talent, sag' ich Ihnen, ein wirkliches und wahrhaftiges Talent. Er spielt Ihnen drei, vier Instrumenter wie nix und kennt sich auf jedem aus. Besonders aber auf der Geigen! Ich schwör's Ihnen, meine Herren, weinen und lachen müssen S', wie er g'rad will. Meiner Sell (bei meiner Seele), können mir's glauben.... Aber . . ."

Köpf sah sich scheu um, da die Küchenthür in ihren Angeln quiekte. Das Kind war wieder eingetreten. Es kaute an einem Butterbrötlein und blieb, wie verlegen, an der Ecke des

kalten Ofens stehen, nur die Augen auf uns gerichtet.

Mit einem Zartgefühl, wovon seine Zuleima nichts wusste, beugte sich Köpf nahe zu uns über den Tisch und fuhr mit gedämpftem Basse fort: „Es ist schwer zu sagen vor dem Kind; dass passt ja auf jed's Wort auf wie ein Haftelmacher . . . der Mann ist so, was man ein . . . Genie nennt. Verstehen S'?"

Köpf sah uns erst bedeutungsvoll an und führte dann die Spitze des über geschlossener Faust starr ausgestreckten Daumens an den Mund, worauf er noch leiser sprach: „Er sauft! . . . Aber schon wie ein Loch, meine Herren! . . . Mein Gott, Unsereiner lebt ja davon, was die andern trinken. Und ein guter Trunk ist ein Labsal. Schon recht! Aber der kriegt bei mir so leicht kein Labsal. Gewiss und wahrhaftig nicht . . . bei mir nicht . . . aber anderswo g'rad g'nug. Und wann er betrunken ist, haut er. Ja, schon wie! Die Frau, das Kind,

das ist ihm ganz egal. Mit dem Fiedelbogen, mit dem Stiefel, mit dem Stiefelzieher, mit den Hosenträgern — all' ein Ding, wenn's nur fleckt. Und es fleckt blau, sag' ich Ihnen. Ich hab' ihn schon oft verhalten. Aber allemal kann man net 'nauflaufen in' dritten Stock. Man hat doch auch noch so eine Nebenbeschäftigung, net wahr, wenn man auch ein mitleidiges Herz hat und zwei g'sunde Fäust'."

„Ein angenehmes Familienverhältnis," sagte mein Nachbar.

Und Köpf erwiderte: „A bah. Kein Verhältnis und auch keine Familie mehr; das kann man höchstens noch einen Zustand nennen und einen unleidlichen."

„Kann denn die arme Frau sich des Plagers nicht entledigen?"

Köpf zuckte die Achseln. „Ja, wie denn? Sie möcht' ihn wohl loswerden, er aber mag sie net loslassen. Was können S' da machen!"

„Ich liesse solch einen Kerl doch nicht mehr zur Thür herein."

Köpf lachte. „In ihre Kammer lasst sie ihn schon lang nicht mehr herein. Aber hie und da vergisst sie halt doch das Zusperren, dann steht er auf einmal mitten d'rin, und der Teufel geht wieder los."

„So, und die Polizei?"

„Ja mein, was wollen S' da mit der Polizei? Sie sind ja doch Mann und Frau und vom Pfarrer eingesegnet als christliche Eheleut. Was kann die Frau da machen?"

Ein Engel flog durch's Zimmer. Wir sahen uns nach der kleinen Cäcilie um. Sie hockte auf der Ofenbank und spielte mit ihrem Schürzenbändchen, während die andere Hand die letzten Brotkrumen andächtig zum Munde führte.

Mein Freund zog die Moral von der Geschichte: „Ja, so geht's in der Welt. Zu jung gefreit, kriegt der Mann die Frau zu früh satt. Er misshandelt sie, sie grämt sich darüber, wird über Gram und Misshandlung immer älter und hässlicher, und gefällt ihm dadurch immer weniger . . ."

Köpf unterbrach den weisen Jüngling mit Kopfschütteln, indem er lachend ausrief: „Da sind Sie aber auf einem Holzweg. Die gute Frau Gruber ist net alt und net hässlich und der Gram um den Lumpen kann ihr net an. Das ist ein resolutes Weiberl, schafft den ganzen Tag für ihr Klein's und tragt ihr Kreuz in Gott's Namen. Und wenn Sie glauben, dass sie ihm . . . dem Lumpenhund, nicht gefallt, dann sind Sie erst recht im Irrtum. Sie ihm sogar sehr, aber er gefallt ihr nimmer. Lang nimmer. Und darum ist der Riegel vor. Und über den Riegel gift er sich erst recht. Hahaha!“

Köpf ging lachend von uns und machte sich mit seinem Ordnungssinn an dem andern leeren Tische zu schaffen. Da fing der Theaterzettel an der Eingangsthür wieder über seinem Nagel zu tanzen an, und herein traten der lange Student aus Greifswald und sein weitgereister Freund aus Memel.

Wir sprangen auf, und Jener stellte diesen noch einmal in aller Form uns

vor: „Herr Victor Hansen, der sich sehr geehrt fühlt, Ihre liebenswürdige Gesellschaft geniessen zu dürfen, und das nächste Wintersemester sich studierenshalber im schönen München aufzuhalten gedenkt.“

„Gefällt es Ihnen hier, Herr Hansen?“

„Riesig. Es hat mir noch nirgends so gut gefallen. Es giebt gewiss schönere Gegenden und meinethalben auch schönere Städte . , . aber so hübsche Frauenzimmer und eine solche Menge hübscher Frauenzimmer wie hier habe ich noch nirgends in der Welt beisammen gesehen. Und die hübschen Frauenzimmer sind doch die Hauptsache auf dieser Erde. Nicht wahr?“

Ich kann nicht behaupten, dass uns Beiden die Programmrede gieriger Jugend besonders gefiel. Was sollten wir mit solch einem tollen Burschen, dessen sämtliche Gedanken hinter Schürzen herliefen? Wir meinten, der Vater hätte gescheiter gehandelt, den unreifen Thoren nicht gleich nach überwundener Gymnasialzeit unter

Matrosen zu stecken und dann mit übervollem Beutel nach London und Paris zu schicken, sondern vor allem auf eine deutsche Universität in wirksame Zucht. Nun dünkte er sich, kaum trocken hinter den Ohren, ein Wunder von Selbstständigkeit, Weltläufigkeit und Erfahrung. Er hatte schon zu viel vom Rentier, vom Kaufmann, vom Engländer und schon zu wenig vom deutschen Studenten an sich. Und die eingestandene Passion, in der ganzen Stadt nur Weiber sehen und nur für Weiber leben zu wollen, erfüllte uns mit begreiflichem Misstrauen.

Wenn wir aber dabei den hochgeschossenen wohlgebildeten eleganten Menschen mit seinen bald siegesbewusst blitzenden, bald sammetweichen braunen Augen, mit seinem flaumigen Schnurrbärtchen unter der Adlernase, mit den vom Friseur gescheitelten kastanienfarbenen Locken und seinen patenten englischen Kleidern betrachteten, dann gestanden wir uns auch,

dass er, wenn schon nicht nach unserem Geschmack, Frauen und Mädchen, nach denen es ihn umtrieb, umsomehr gefallen möchte. Auch das zum Unheil.

Während wir jetzt uns noch stehend begrüssten, ging die Thür ein- ums anderemal. Es kam von den Freunden einer nach dem andern. Die Vorstellung der Fremden wiederholte sich. Es ward auf einmal laut und lustig in der bisher so unheimlich stillen Stube. Tisch und Schemel wurden zurechtgerückt, und Zuleima schlurchte langsam unter einer Last von vierzehn Halbkrügeln aus dem Hintergrunde heran, während Köpf so eilig, als es sein Umfang und Gewicht gestatteten, die zweite Gasflamme entzündete. Cilli, das Kind, stand starr und staunend inmitten des Zimmers, als hätt' es noch nie so viel Mannsleute beieinander gesehen.

Da rasselte das Schiebfensterchen in der Wand neben der Küche, und in dem kleinen Viereck erschien wie ein lachendes Bild in knappem Rahmen

ein hübscher Frauenkopf. Die blauen Augen strahlten von Lebenslust. Die kirschroten Lippen wölbten sich in Übermut und holdem Trotz. —

„Aber Cilli!“ rief die Frau im Fensterchen, und prächtige milchweisse Zähne blitzten nur so unter dem Gaslicht,

während sie sprach und die lachenden Augen durchaus nicht blos auf dem Kinde ruhten, sondern die ganze hier so ungewohnte Gesellschaft musterten. „Ja, gehst du heut' nimmer heim? — Komm g'schwind, komm, Schatzerl; es ist Zeit, ins Bett zu kriechen. Komm!“

Sie nickte noch einmal der Kleinen zu, die beide Händchen nach dem Schankfenster ausstreckte. Dann rasselte die Schiebscheibe wieder zu, der Kopf verschwand, Cilli strampelte nach der Thür . . . und Victor Hansen sprang auf, wie wenn zum Appell geblasen würde, und eilte dem Kinde nach hinaus auf den Gang.

Wir sahen uns lächelnd an. „Der junge Herr hat's eilig," sagte Einer in der Tafelrunde. Dann flog wieder ein Engel durch die Spelunke, denn alles schwieg, als ob man hier innen hören könnte, was hinter der Wand in der Schänke sich eben ereignete.

Ein wenig hörte man in der That. Stimmengeräusch . . . eine Pause dazwischen . . . und dann ein Klatsch, wie von flacher Hand auf pralles Menschenfleisch. Es klang sehr energisch.

Wir lachten, und Köpf, der die letzten Minuten wie verduzt dagestanden, liess den Deckel seiner Dose kreischen, während er seiner Lebensweisheit mit den Worten Luft

machte; „Dös war wohl a Watschen (eine Backpfeife) g'wesen . . . Ja, gar so g'schwind geht's bei uns do(ch) net."

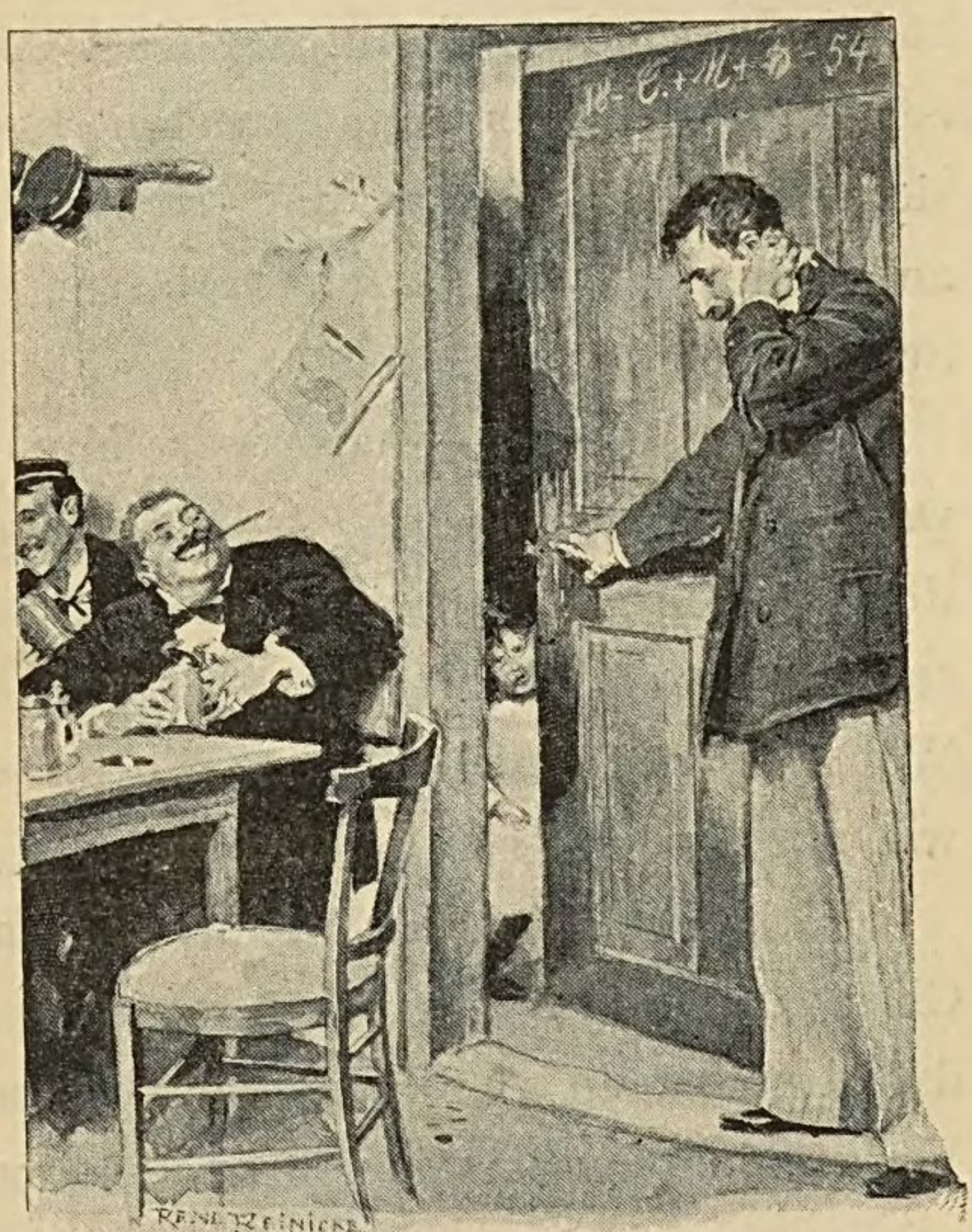
Wir brachen in schallendes Gelächter aus, derweilen unser Gast gelassenen Schrittes und ernsten Gesichtes wieder eintrat und sich still auf seinen so stürmisch verlassenen Schemel niederliess.

Sein bislang so redseliger Mund war so fest geschlossen, dass man das Rot der Lippen nur wie einen ganz schmalen Rand bemerkte, die rechte Wange war auffallend blass, die linke wie mit Purpurfarbe bestrichen.

Er that einen tiefen Zug aus seinem Glase und sagte dann — war's um das Unbehagen der augenblicklichen Verlegenheit zu verscheuchen oder um seinem ergriffenen Herzen Luft zu machen: „Weiss der Himmel, famose Weiber habt Ihr hier; derbe korrekte mit einem Wort entzückende Geschöpfe."

Der Eine blinkte dabei wohl nach dem Andern ins verständnisfrohe Auge

allein man hatte kein Bedürfnis, des Fremdlings schätzenswertes Urteil über die Münchner Kindlein weiblichen Geschlechts noch weiter bekräftigt und



des Ausführlichen belegt zu hören. Das Gespräch wendete sich bald und mit wachsendem Eifer anderen Gegenständen zu. Und es währte nicht lange, da redete jeder von dem, was uns alle vor allem in Gedanken be-

schäftigte, von der Landplage, die nicht weichen wollte, von der Cholera.

Die grössere Mehrzahl der Tischgenossen waren junge Ärzte, die tagsüber und manchmal auch die Nacht alle Hände voll zu thun hatten mit hoffnungsarmen oder hoffnungslosen Patienten. Die Seuche verschaffte Manchem Praxis, der sonst noch keine hatte. Der eine gab diese, der andere jene Erfahrung, ein jeder merkwürdige Vorfälle zum Besten. Wieder waren stadtbekannte Leute, wieder gute Bekannte der wütenden Krankheit zum Opfer gefallen. Noch immer war keine Abnahme der Epidemie zu gewahren — eher des Gegenteil.

Victor Hansen horchte eine zeitlang diesen Erzählungen haarsträubender Thatsachen und ihren wissenschaftlichen Erörterungen geduldig zu. Dann aber schien ihm der Gräuel zu viel zu werden. Er stand während einer heftigen Debatte sacht auf, griff den Vater Köpf am Ärmel und zog ihn zu sich an den leeren Tisch nieder, wo

er bald zwei frische Krügel befahl und den Wirt in ein leises Zwiegespräch verwickelte, daraus dieser so bald sich nicht wieder herauswinden sollte.

Victor warf nur seine Fragen dazwischen, Köpf hatte ausführlich zu antworten, und er that's mit sichtlichem Vergnügen, that es mit dem selben Augenzwinkern, mit den selben eckigen kurzen, aber ausdrucksvollen Gebärden, die vorhin seine Erzählungen an unserem Tische begleitet hatten. Der Andere schien immer aufmerksamer zu werden; er hing mit gespannten Blicken an den dicken Lippen und atmete jedes Wort mit kaum verhaltener Ungeduld in sich ein.

Ich konnte an unserem Tische nicht hören, was die Beiden am andern schwatzten, aber ich verstand es mit den Augen und hatte nicht den geringsten Zweifel, dass dort drüben weder von *Cholera morbus* noch von akademischer Bürgerschaft so viel und eifrig geredet würde, sondern einzig und allein von der schönen Frau Betti

Gruber und ihrem nichtsnutzigen Mann, ihrem herzigen Kind und ihrem traurigen Schicksal.

Ich erinnere mich nicht, je einen Menschen gesehen zu haben, dem die plötzlich emporlodernde Leidenschaft so auffallend aus jedem Blick, aus jeder Bewegung sprach, dem man es so deutlich anmerkte, dass er mit Haut und Haar des Teufels und in das Weib, dass ihm eben begegnet, über Kopf und Ohren vernarrt war.

Endlich hatte er doch den gesprächigen Wirt zu Ende gehört oder dieser wollte sich durch den eifrigen Frager durchaus nicht länger mehr von seinen menschenfreundlichen Pflichten abhalten lassen. Victor kehrte nach einem Stündchen wieder auf den verlassenen Schemel an unserem Tisch zurück, sichtbar befriedigt und erquickt von Eröffnungen, die sich ausschliesslich um ein Wesen gedreht hatten, das ihm so über alle Massen wohlgefiel.

Ich war in meinem begreiflichen

Interesse an dem neuen Fuchs wohl der Einzige gewesen, der seine Unterhaltung mit Köpf beobachtet hatte. Die anderen bewiesen dem Fremdling keine Aufmerksamkeit und waren von ihren medizinischen Streitigkeiten so sehr in Anspruch genommen, dass sie dessen Abwesenheit gar nicht bemerkten.

Mittlerweile hatten sich die traurigen Themata erschöpft, und das Recht der Jugend, beim Becher froh zu sein, machte sich mehr und mehr geltend.

Die Röcke hingen, nach damaliger Sitte, an der Wand, Hemdärmel drängte sich an Hemdärmel; man schüttelte das Haar ins Genick und lachte aus vollem Halse. Man trank sich zu, man hielt in einem merkwürdigen alten Zinkgefäss, das Köpf als Kuriosität herbeischleppte, Umtrunk und zechte frank und sorgenfrei nach alter Weise, wenn auch immerhin mit etwas weniger Wildheit als sonst und mit sittigem Ernst.

Auch kurze lustige Lieder erschollen nach und nach, und dazwischen ward wieder manche schaurige Geschichte zum Besten gegeben, bis Onkel Köpf, der streng auf Polizeistunde hielt und in dieser Zeit noch strenger als sonst, die Mütze abnahm und in einer seltsamen Mischung von Verlegenheit und Hausherrnbewusstsein uns erklärte, dass das Fass leer wäre und es heute kein Bier mehr gäbe.

Das Bedauern war allgemein, aber man fand die Eröffnung ganz in Ordnung und rüstete sich zum Aufbruch.

Köpf hatte nur mit Studiosus Hansen einige Mühe, ihm noch auf dem äusseren Schwellenstein begreiflich zu machen, dass nicht nur die Wirtschaft, sondern auch das Haus zugeschlossen werden müsste, und dass Keiner, der nicht darin wohnte, im „Hotel Köpf“ noch etwas zu suchen hätte.

Wir lachten über diesen närrischen Victor. Es schlug halb Eins, da wir den Wirt innen den Riegel vorschieben

und den Schlüssel im Schlosse umdrehen hörten.

Dann lachten wir wieder, denn, wie wir weiter wollten, fanden die der Weg linkswärts führte, das enge Gässlein ganz versperrt mit nagelneuen Särgen, die der Tischler nebenan aus seiner Werkstatt ins Freie geschoben hatte, wahrscheinlich, weil er drinnen keinen Raum mehr für sie hatte und sie noch in der Nacht an den Besteller geschafft werden sollten. Es waren wohl mehr als ein Dutzend Särge, grosse und kleine, für Kinder und Erwachsene, ohne Tünche, ohne Schmuck, ordnungslos neben und über einander geschichtet, wie man sie eben aus dem Laden hinausgeschoben hatte. Das gelbe Tannenholz blinkte grell unter der Gasflamme, wo es kein Schatten deckte.

Man verscheuchte das auftauchende Befremden mit lautem Gelächter und schlechten Witzen. Wir streckten uns auf den Zehen und hoben die Beine hoch, um über diese letzten Behau-

sungen armer Mitmenschen hinüberzuturnen, ohne mit dem Fuss in einen der Särge zu treten.

Leiser und ernster, als wir auf die Strasse gegangen waren, setzte jeder seinen Weg fort in der schlafenden todbedrohten Stadt. Ich gab zunächst den beiden Fremden, die am Orte noch nicht Bescheid wussten, das Geleite bis an ihr Hotel. Empfahl ihnen noch einige Verhaltungsmassregeln für Essen und Trinken, wie sie jetzt allgemein beobachtet würden, dann eilt' ich heim.

Vor meiner Behausung in der Wurzerstrasse angelangt, fand ich mich gegen alle Gewohnheit der Mühe überhoben, den Schlüssel im Schloss umzudrehen. Die Thür stand sperrangelweit offen. Ein unsicherer Schimmer mühte sich vom Oberstock her, die Finsternis des Stiegenhauses zu mildern. Beinahe wäre ich im Flur über eine leere Tragbahre gestolpert. Ich sperrte die Augen weit auf.

Bei schwachem Kerzenlicht schlepp-

ten schwarze Männer einen schwarzen Sarg die Stufen herab.

Wer ist denn im Hause gestorben?

Die gute alte Baronin F . . . Ich sah sie noch gestern mit ihrer jüngsten Schwester die Treppe hinaufhüpfen. Ihr Lachen klingt mir noch in den Ohren. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass sie erkrankt war.

Wieder ein Opfer der unbarmherzigen Seuche. Eines von vielen. *Cita mors ruit* . . . .

Schicksal, was hat denn diese brave fromme Stadt verbrochen, dass sie so grausam heimgesucht werden muss und kein Engel des Heils erscheint, die hartnäckigen Dämonen zu verscheuchen?

Die Nacht gab keine Antwort auf solche Fragen. Die schattenhaften

Männer hoben den schattenhaften Sarg auf die Bahre und trugen ihn durch die offene Thür davon. Fahre hin in Frieden, arme Seele!

Über den Rücken kroch Einem die Ganshaut, während man das Schloss seiner Wohnung sachte zudrückte und sich nach seinem Zimmer tastete ....

In diesem Winter sah ich die dicke Baronin noch tanzen. Man lachte über sie. Und sie lachte mit. Die beiden Schwestern waren so lebenslustig ...

Ein drolliger Kauz dieser Victor Hansen aus Memel ....

Sie hat ihn derb abgefertigt, die kleine Gruberin. Hübsch ist sie, das ist wahr ... bildhübsch. ... Ob der Memeler etwas bei ihr erreichen wird. ... *Quid ad nos.* ...

Damit schlief man ein und schlief wie ein Stück Holz bis an den lichten Tag.

II.

Der biedere Köpf war nicht wenig erstaunt, als am anderen Morgen ziemlich früh ein Gast bei ihm durchaus frühstücken wollte. In seinem „Hotel“ gab's nichts zu frühstücken. Gab's überhaupt nichts als Bier. Das Fass war noch nicht angeschlagen. Nein, zum Frühstücken möchte der feine Herr sich nur gefälligst anders wohin verfügen. Es gäbe Kaffeehäuser genug in München . . . Und was die schöne Frau Betti Gruber beträfe, fügte der Menschenkenner schmunzelnd hinzu, die wäre früher aufgestanden als der verehrte Herr Hansen und führte jetzt

wohl schon ein Stündlein ihre Nadel irgendwo in der Stadt.

Wo? Ja, wie sollte Köpf das wissen. Das ging ihn nichts an und überhaupt wohl höchstens ihren „Herrn Gemal“ . . . .

Der verliebte Victor stolzierte verdriesslich aus dem Fingergassel hinaus und zerbrach sich den Kopf, wie's anzufangen wäre, sich dem holden Gegenstande seiner Wünsche mit mehr Geschick und Glück zu nähern, als gestern der Fall gewesen war.

Er hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, so eine richtige tüchtige originale Münchner Liebschaft durchzukosten. Da ihn sein leidenschaftliches Wollen ganz erfüllte, da er hartnäckig wie nur je ein verzogener Muttersohn war und da er den ganzen Tag nichts anderes zu thun hatte, als Frau Betti die Fährte abzulauern und auf Mittel zu sinnen, wie er sich artiger und einschmeichelnder nähern könnte, als am ersten Abend hinter dem Gassenschank unseres „Hotel

Köpf“, so wusste er bald die Stunden auswendig, wann die Schöne zur Arbeit ging und wann sie von der Arbeit kam, und wie er's anfangen musste, dass sein jetzt, ach, so bescheidener Gruss nicht mehr geflissentlich übersehen, nicht mehr unfreundlich erwidert wurde.

Anfangs freilich hatte er nichts weiter als die schönsten Grobheiten eingeheimst, „der dappige Preuss' der!“

Nach und nach erlustigte sich die von Natur zur Heiterkeit erschaffene Frau an seiner nicht abzuschreckenden Beflissenheit. Sie fand ihn nicht mehr zudringlich, wie erst, sondern eben einfach ganz dumm vergafft.

Er könnte leicht etwas Gescheiteres thun, als sich in sie zu verlieben, in eine verheiratete Frau, ein so junger Mensch! . . . Aber schmeichelhaft war's doch.

Es war ein gar feines Herrlein und . . . genauer betrachtet, um so viel jünger war er doch auch nicht, höchstens um zwei Jährlein oder drei.

Sie war ja kaum achtzehn gewesen, als sie den dummen Streich mit dem nichtsnutzigen Gruber gemacht hatte....

Herrgott, wenn sie jetzt noch frei wäre! . . .

Aber sie war's eben nicht, Gott sei's geklagt, und sie trug ihr Kreuz und Leiden, wie's ihr beschieden war, in Ehren.

Er hätte ihr so gerne tragen helfen. . . .

Unsinn! wie wär' das möglich zu machen!

Indessen hatte doch an einem schönen blauen strahlenden Morgen ihr Verhalten gegen ihn sich geändert.

Der schlaue Mensch war nach dem zweiten oder dritten Abblitzen nur mehr stumm mit ehrerbietigem Gruss an ihr vorübergegangen. Das hatte sie gefreut wie ein Sieg über seine Dreistigkeit. Gar so steif brauchte er ja nicht zu thun. Guten Tag und guten Weg sagen ist ja keine Sünde.

Und wie er es nach einer Woche starrer Enthaltsamkeit endlich wieder

einmal gewagt, guten Tag und guten Weg zu sagen, da hatte sie nur dazu gelacht und nichts verwiesen.

Er fragte, ob er sie ein Stückchen Wegs geleiten dürfte, und als sie sich auf Antwort besann, meinte er, sie möchte ihn nicht durch ein Nein betrüben. In so trauriger Zeit, da sollte man sich und seinem Nebenmenschen ein lustiges Viertelstündchen gönnen, wenn es sich harmlos böte. . . . Kein Mensch könnte wissen, wie viel solche Viertelstunden ihm noch gegönnt würden . . . morgen oder übermorgen wär's vielleicht vorbei mit aller Zeit und Lustbarkeit.

Das leuchtete Frau Betti merkwürdig ein. Na, da sollt er halt neben ihr hergehen, wenn er den selben Weg hätte wie sie, aber vernünftig sein und keine Dummheiten reden, geschweige denn welche machen.

Seitdem lauerte Victor Hansen jeden Morgen schon vor 8 Uhr an der Ecke des Fingergassels und begleitete Frau Gruber, wenn sie auf die Stöhr ging,

an hellen wolkenlosen Tagen, weil's gar so schön plauderhaft Wetter war, und wenn's regnete, um den Schirm über ihr lustiges Köpflein zu halten, damit sie nicht nass würde.

Auch musste er ihr jeden Morgen erzählen, was es Wissenswürdiges gegeben hatte am vorigen Tage, denn sie hatte keine Zeit, die „Neuesten Nachrichten“ zu lesen, und man lebte doch in einer Gefahr und Erwartung, dass man wissen musste, was geschah, wer starb und wer leben blieb, und wie man's am gescheitesten anfing, um zu denen zu gehören, die da leben blieben, Gott sei's gedankt.

An ihr war ja nichts gelegen . . . so jung und lebenslustig sie auch eingestandenermassen war . . . gewiss und wahrhaftig, an ihrem Leben lag ihr nicht so viel, aber am Leben des Kindes Alles.

Ja, die Cilli, wenn sie von dem Frätzchen sprach oder auch nur freundlich sprechen hörte, dann ging es wie Sonnenschein über ihr Gesicht, da ward

sie noch einmal so schön, und die anderen Menschen, besonders die an der Kleinen etwas zu loben und zu lieben fanden, die kamen ihr nicht mehr so hässlich vor, als vordem.

Dem aufmerksamen Hansen, der aus Frau Bettis Zu- und Abneigungen sein Studium gemacht hatte, entging diese Disposition keineswegs, und er nützte sie aus, so gut er's verstand.

Er war nicht von denen, die es bei schmeichelhaften Worten bewenden lassen, und seine Mittel erlaubten ihm, da zu helfen, wo stumme Thatsachen mehr sagen, als die schönsten Redensarten und die feurigsten Liebeserklärungen.

Das war ja freilich nicht leicht; denn Frau Betti Gruber war eine kreuzbrave Frau, die nicht nur auf ihren guten Ruf versessen war, sondern auch niemals vor sich selbst allein zu erröten vorhatte.

Aber der Witz der Liebe und die Thorheit der Zeit halfen ihm. Einem Liebhaber, der so erpicht war, wie

Hansen, musste selbst die fürchterliche Seuche als Kupplerin dienen.

Zu den wichtigsten Tagesfragen gehörte jetzt, was ein vernünftiger Mensch essen und trinken dürfte und was er bei Todesgefahr lassen müsste.

Victor Hansen sass nun jeden Abend unter uns gleichsam an der Quelle hygienischer Weisheit und versäumte nicht, den gesprächigen Ärzten vom Munde abzuhören und abzufragen, was als schädlich verpönt und was als zuträglich besonders empfohlen würde.

Das Beste davon kaufte er am andern Morgen, liess ein zierliches Päckchen daraus machen und bat Frau Gruber, es der kleinen Cilli heimzubringen, damit das liebe Kind gut genährt werde und nicht etwa bei fremden Leuten oder in Köpfs unbewachter Stube schädliche Nahrung zum Mäulchen führte.

Betti war eine brave Frau und liess ihn derb abfahren, wie er sich so etwas herausnehmen dürfte und was er sich wohl dächte, wer sie

wäre. Er bekam kein gutes Gesicht mehr an jenem Vormittag zu sehen.

Allein Frau Betti war auch eine sehr arme Frau. Sie nähte sich bei fremden, manchmal recht unwirschen Menschen die Finger wund und musste dabei den ganzen Tag den Anblick ihres Kindes entbehren, und am Abend reichte es doch kaum hin, sie Beide vernünftig zu nähren. Die Miete für das Stübchen musste auch verdient werden, sonst setzte man sie und Cilli auf die Strasse Nackend und barfuss konnte das Kind auch nicht gehen. Und tausend andere Dinge, die bezahlt werden wollten, und der elende Wendelin, ihr Mann, der, wenn er sie in unbewachten Augenblicken erwischte, doch immer wieder Geld von ihr ertrotzte, sonst schlug er zu. Ach, sie war schlimm, recht schlimm daran. Sie konnte es dem gutmütigen hilfreichen Hansen gar nicht bekennen. Dazu war sie zu stolz, wie sie zum Nehmen seiner Geschenke zu stolz war. Aber sie hätte sie so gerne ge-

nommen. Sie gestand's im Stillen, während sie äusserlich mit ihm schmollte.

Liebende verstehen sich manchmal auch ohne Worte, ja gegen ausdrücken liches Verbot und Befehl. Was wäre sonst die Sympathie der Herzen wert. Und so kam's, dass Victor, der sonst nicht gegen Frau Bettis Kommando aufzumucken wagte, zwar unterwegs nicht weiter in sie drang, aber nachdem er die sorgenvolle Mutter bis zur erlaubten Ecke begleitet hatte, sich ins „Hotel Köpf" zu vorzeitigem Frühschoppen verfügte und dort ohne viel Mühe die watschelnde Zuleima bestach, damit sie das Packetchen Esswaren, in blühweisses Papier gewickelt, mit hellblauen Bändern umwunden, der kleinen Cilli als Geschenk hinaufbrächte — sie wüsste nicht, von wem's gegeben, also auch nicht, wem's zurückzugeben wäre.

Sollte Betti Gruber, als sie am Abend todmüde, tieftraurig und wolfshungrig heimkam, Aufhebens davon machen?

Die Kellnerin wusste nun doch darum. Herrn Victor Hansen that's nicht weh. Und sie fand nichts Anderes mehr dabei, als wie lieb und gut es von ihm war, dass er dem Kinde, dass er ihr die kleine Freude machte.

Mit der Nadel sein Brot zu verdienen, war jetzt schwerer als sonst. Die Kundschaft schrumpfte ein. Wer aus der Stadt hinaus konnte, blieb nicht gerne darin zurück, und man scheute sich, fremde Leute in die Familie zu lassen. Man konnte nicht wissen, was so ein Gast einem mit ins Haus brächte.

So hatte denn Frau Betti weniger Verdienst und mehr freie Zeit, als ihr ieb war, und Musse genug, über allerhand nachzugrübeln, worein sie sich sonst gedankenlos gefügt hatte.

Sie weinte mehr in diesen Tagen, als vordem in einem Jahr. Ihre einzige Freude war nach wie vor die kleine Cäcilie. Und wer weiss, ob das Kind in dieser gräulichen Zeit so frisch und gesund geblieben wäre, wenn

Victor Hansen ihr nicht mit seiner Freundschaft beigestanden hätte. So hielt sie für eitel Dankbarkeit das Gefühl, das für den hübschen Menschen mehr und mehr in ihr sich zu regen begann.

Victor benahm sich in der That ganz uneigennützig in seiner Freundschaft. Mit keiner Silbe kam er wieder auf die ungestümen Wünsche zurück, die ihn im Innersten schier verzehrten, geschweige gar, dass er noch einmal wie am ersten Abend in täppischer Ungeduld die Hand ausgestreckt hätte.

Er hatte nicht umsonst so früh alle vier Winde der Welt sich um die Nase wehen lassen. Er hatte zwar manches Gute darüber zu lernen versäumt; aber er hatte dafür, in allerhand Abenteuer zu Land und See verwickelt, bereits gelernt, was mancher Hochgelehrte noch am Ende seiner Tage nicht ahnt, dass die Liebe nicht öfter wie ein jählings zündender Blitz vom Himmel fällt, als auch in Wirklichkeit einmal einer unter Gottes freiem

Himmel vom Blitz erschlagen wird — es kommt ja vor, aber gemeiniglich kommt's anders — sondern dass die Liebe, wie jegliches Vorkommnis im Menschenverkehr, von erkennbaren Bedingungen abhängig ist und durch solche zu bestimmen und zu berechnen ist, wie die Witterung oder der Warenpreis zu berechnen oder zu bestimmen sind. Man verrechnet sich zuweilen, wie in Preis- und Witterungs-Bestimmungen, so auch in der Liebe. Aber das ist nur ein Beweis, dass einer falsch gerechnet hat, nicht dass das Prinzip falsch ist.

Gerade weil Victor ernstlich und immer ernstlicher für die schöne Betti fühlte und alles daransetzte, sie mit Leib und Seele für sich zu gewinnen, nahm er seine ganze Klugheit, Selbstbeherrschung und Geduld zusammen, und weil er liebenswürdig war, ward er geliebt.

Sie hätt' es ihm vielleicht nie gestanden, wenn nicht gerade derjenige dafür gesorgt hätte, welchen es am meisten

verdross. Aber das pflegt nun einmal so zu sein hienieden.

Betti Gruber hatte schon ein- und das anderemal an schönen Sonntagen Ja gesagt, wenn Victor Hansen ihr den Vorschlag gemacht, ein wenig über Land zu gehen; nach Grosshessellohe, nach der Menterschweig oder zum Weinbauern nach Giesing. Aber Cilli musste jedesmal dabei sein. Gerade des Kindes wegen, das die lange Woche nicht aus dem engen luftarmen Fingergässchen, meist nicht aus dem stockigen winkeligen „Hotel Köpf“ herauskam, machte es der Mutter Freude, den Sonntag-Nachmittag draussen zu verbringen, wo sich's freier atmen liess. Und wie vergnügt die Cilli darüber war!

Auf dem Heimweg in der Dunkelheit geschah's dann wohl, dass sie viertelstundenlang neben Victor hinging, ohne nur ein Wort zu sagen. Umsomehr dachte sie dabei. Ganz versunken in Gedanken war sie einmal daraus emporgeschreckt und hatte dann erst

gemerkt, dass sie Jener bei der Hand hielt. Es entsprach ihren Träumereien, und sie liess ihm die Hand im Weiterschreiten. Ob er es merkte, wie verstochen und rauh die Spitzen ihrer arbeitsamen Finger waren? Ob es ihn nicht abschreckte? Er hatte so feine, wohlgepflegte Herrenhände. Sie musste lächeln, aber sie liess ihm die Hand. Mehr hatte er ja ohnehin nicht von all seiner Liebesmüh'.

War Cilli müde, so trug er das Kind auf seinen Armen. Und dies gewöhnte sich an ihn und war gegen Niemand zutraulicher als gegen den langen Mann aus Memel, der so komisch deutsch sprach.

Hansen hatte nichts zu thun, den Greifswalder Freund hatte er längst mit anderen ins Gebirge ziehen lassen, und von uns war am Tage selten einer zu haben. So suchte er denn, wenn Frau Gruber in Arbeit war, manchmal auch unter der Woche das Kind auf, ging mit ihm bei schönem Wetter dort- und dahin oder sass, wenn

schlechtes Wetter war, im „Hotel Köpf“ hinter einem Schoppen und liess die Kleine plaudern. Erinnerte sie doch so sehr an die Mutter.

So sass er auch an einem fahlen Regennachmittag hinter den rieselnden Scheiben am kleinen Tisch in der Ecke. Zuleima wackelte mit einem schaumtriefenden Seidel heran und Cilli stand halb demütig, halb verschmitzt vor ihm. Kinderinstinct sagte ihr, dass der Freund ihr etwas mitgebracht habe.

Victor liess das Mädel zappeln, griff zuweilen mit auffälliger Gebärde in die Tasche, brachte die Hand dann wieder leer heraus und besah erstaunt die eigenen fünf Finger, als wär' ihm zwischen den ausgespreizten sein Geschenk entwischt. Das Kind prustete vor Lachen und stampfte dabei vor Ungeduld mit den kleinen Sohlen den Fussboden.

„Aber jetzt!“ sagte Victor. . . .

Da tanzte der Theaterzettel neben der Thür wie toll, und über die Schwelle trat ein tropfnasser Mann

mit einem schwarzen Geigenkasten in der Hand. Er stellte ihn vorsichtig auf den Tisch, schüttelte sich dann erst, dass die Feuchtigkeit nur so von ihm sprühte, und warf den durchnässten Schlapphut mit einem Schwung in die Ecke, dass er wie ein Scheuerlappen formlos sich an die Lehne klebte und das Wasser von ihm über die Bank rann.

„Himmelsackra, is das ein Schandwetter!“ rief er, von einem Bein sich aufs andere stellend, dann herrschte er lauter die staunende Zuleima an: „Bier will i!“

Die Kellnerin hielt den Kopf schief und that, als hätte sie trotz argen Stimmaufwands ihn nicht gehört. Sie wackelte, einen Fetzen in der Hand, nach der Ecke, wischte die Bank trocken und trug den triefenden Hut an zwei Fingern nach der Küche.

Den Weg machte sie hart am kleinen Tisch vorbei, daneben Cilli wie versteinert stand, und flüsterte Victor ganz leise zu: „Nehmen s' Ihna in Acht!“

Hansen hatte den Gatten Bettis noch nie gesehen, aber er wusste in diesem Augenblick, dass der nasse Mann ihm gegenüber niemand anderer als der Musikant Wendelin Gruber sei. Die herrisch vertrauliche Art, mit der er, den Zeigefinger der rechten Hand bewegend, wortlos dem Kinde befahl, ihm nahe zu treten, benahm jeden Zweifel.

Das Kind sah ihn mit grossen Augen an, nickte immer wieder wie zum Gruss, es rührte sich aber noch nicht von der Stelle — und Zuleima brachte kein Bier. Köpf hatte ja verboten, dem brutalen „Bratelgeiger“ Getränk zu verabfolgen.

Da schlug der Neuangekommene mit aller Gewalt in den Tisch, dass der Geigenkasten dröhnte und die Kellnerin in die Stube sprang, als ob sie eines Unglücks gewärtig wäre.

Ein Hagel von Flüchen empfing sie mit dem Heischen: „Wo bleibt denn mein Bier?“

„Es giebt kein Bier!“ erwiderte Zuleima trocken.

„Was sagst? Im Bierhaus giebt's kein Bier? Soll ich dir's durch den Gensdarm befehlen lassen? 's Wirtshaus ist dazu da, dass es Bier schänkt, verstanden? Da ist's bezahlt im voraus. Und jetzt tummle dich! Sonst erlebst etwas."

„Lass' die Gensdarmerie nur aus dem Spiel," versetzte die schwerfällige Schänkin, „sie kunnt mich leicht weniger genieren als wia dich."

Und sie rührte sich nicht vom Fleck.

In Victor Hansen stieg der Übermut des eifersüchtigen Männchens auf. Dieser rohe tobende Unhold hatte das schöne Weib besessen und sein Eigen genannt, für das er schmachtete . . . .

„Warum geben Sie denn dem Herrn nichts zu trinken, Zuleima? . . . Thun Sie's doch . . . auf meine Verantwortung hin," sprach er lachend.

„Na, meintwegen," sagteJene, zuckte die Achseln und ging mit einem leeren Halbekrügel durch die Küche nach der Schänke.

„Das wäre ja noch schöner!“ rief der Nasse, sich auf Bank und Tisch zurechtrekelnd und doch nicht ohne Verlegenheit, die er erst langsam überwinden musste.

Sein Kind war mittlerweile langsam an seinen Tisch geschlichen und sah ihm auf Mund und Hand.

„Brauchst lang, bis du deinem Vater Grüss' Gott! sagst,“ brummte Wendelin.

„Küss' die Hand,“ sagte Cilli kleinlaut.

Der Andere erwiderte mit einer gemeinen Redensart, die Victor, den wohlerzogenen, die Faust ballen machte während Jener das Glas, das Zuleima vor ihn hinstellte, mit beiden Händen ergriff und zum Munde führte.

„Magst trinken?“ fragte er dann das Kind.

Es schüttelte das Köpfchen und antwortete: „Ich dank' schön,“ trat aber einen Schritt zurück, ausser Griffweite der gefürchteten väterlichen Fäuste.

Wendelin Gruber trank sein Krügel

leer, stellte es neben den Filz hart auf die Tischplatte, dass es knallte, und rief, die Augen weit aufreissend, zum Mann in der anderen Ecke hinüber:

„Möchten Euer Gnaden nicht Ihren allerwertesten Einfluss auf diese holdselige Schänkmamsell noch einmal anstrengen, damit ein armer Teufel von Künstler nicht in dem Häusl, das er bewohnt, zu verdursten braucht? Ich wäre Ihnen dafür aber schon sehr verbunden.“

Victor Hansen antwortete nicht darauf. Er sagte nur „Zuleima!“ und winkte mit dem Kopfe nach dem anderen Tische hinüber, worauf die Angerufene nochmals die Achseln zuckte und noch ein Glas Bier vor dem Geiger aufpflanzte. Man sah, es war ihr unheimlich, gegen Köpfs Gebot in seiner Abwesenheit zu handeln. Aber Hansen war die beste Kundschaft, und er nahm die Verantwortung auf sich.

Gruber meinte, ein spöttisches Gesicht zu machen, wenn er diesen kleinen Vorgängen zusah. Er rekelte sich

dabei breit in den Tisch hinein, stützte den Kopf in die linke Hand und legte den linken Ellbogen auf seinen Geigenkasten, wie ein Symbol, als ruhte seine ganze Existenz auf diesem Instrumente, hoch erhaben über die anderen Sterblichen.

Er trank lächelnd noch den einen und andern Schluck, schlug dann eine helle Lache auf und rief über die beiden Tische hinüber: „Ja, Himmelkreuz, wer sind Sie denn eigentlich, dass Sie da herin nur mit der Nase zu schnaufen brauchen und alles fliegt nur so zu Befehl? . . . Sie sind wohl gar ein hoher Herr, der glaubt, er bedeutet etwas, weil er die Taschen voll Geld hat?“

Und aus dem spöttischen Tone jählings in den kreischenden unbezähmbarer Wut verfallend, fuhr er, durch das stolze Schweigen des Andern gereizt, auf: „Ich will Ihnen sagen, wer Sie sind. Ich hab's lang genug schon auf dem Herzen. . . . Ein norddeutscher Windbeutel sind Sie, der ehrlichen Mannsbildern die Weiber ab-

spenstig macht und sie zum Narren halten will. Das sind Sie und weiter nix. . . .“

Victor Hansen erhob sich gelassen und legte Geld auf den Tisch. Er hatte keine Lust, mit dem ordinären Kerl handgemein zu werden, und noch weniger, sich von Bettis Gatten ungestraft beschimpfen zu lassen. Ehre war in einem Streite mit diesem Menschen kaum zu holen.

„Mach' dich bezahlt,“ sagte er zur Kellnerin und „auf Wiedersehen heut' Abend!“ Damit wendete er sich zum Gehen, aber der Andere trat zwischen ihn und die Thür.

„Oha, Mannderl, so g'schwind kommst mir nicht aus. Um die Eck' sich schleichen, ist keine Kunst. Da bleibst und stehst mir Rede. Was willst du von meinem Weib?“

Victor gab keine Antwort auf die ungestüme Frage. Der Mann hatte ja ein Recht, so zu fragen, aber dass er dies Recht tausendmal verwirkt hatte, wollte er ihm an diesem Ort, im An-

gesichte seines Kindes und der schadenfroh lauschenden Bauerndirne nicht erwidern.

Seine Liebe zur schönen Betti war dem jungen Mann etwas so Heiliges und Reines geworden im achtungsvollen Umgange dieser letzten Wochen, dass es seiner ganzen Natur widerstrebte, dem Gefühle profane Worte zu geben und noch dazu vor solchen Ohren.

Dabei schwante ihm alsbald, dass es hier gar nicht auf Worte ankäme, dass Jener gar nicht willens wäre, Worte zu hören, sondern Schläge auszuteilen.

Es rieselte ihm wie Freude durch die straffen Muskeln. Er hatte vor zwei Jahren an Bord mit den Oldenburger Matrosen gerungen und war nur dem allerstärksten unterlegen. Er war nicht schwächer geworden seitdem. Der Übermut der Jugend und die tolle Liebe stiegen ihm zu Kopfe wie Wein. Er mass den Musikanten mit glühenden Augen und ballte die Fäuste. Mit wahrer Wonne hätte er

den Kerl zu Boden geschlagen, der seine Betti misshandelte und ihm wie keiner verhasst war.

Wendelin spuckte in seine Hände und pflanzte sich herausfordernd vor dem Andern auf. „Hat's dir die Stimm' verschlagen, du Tropf? Sag', was du von meinem Weib willst, oder ich stell' dir deinen Schädel auf die Erd', dass dir hören und reden ein- für alle-mal vergeht."

„Ich kenne Sie nicht und bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Platz da!" sagte Victor, ohne die Fäuste des Andern aus den Augen zu lassen.

„Platz da? Nix da!" rief dieser und wollte auf jenen eindringen; da schrie das Kind laut weinend auf und schmiegte sich angstvoll an Victors Knie.

Gruber trat, wie von Wut vor den Kopf geschlagen, einen Schritt zurück und herrschte, mit dem Zeigefinger dicht vor sich zur Erde weisend, sein Töchterchen an: „Daher kommst, zu deinem Vater und weg von dem fremden Mann, der dich nichts angeht!"

Ein Schusterjunge, der auf der Strasse das Schreien gehört hatte, lugte durchs Fenster. Man sah, wie er die Nase an der Scheibe platt drückte.

Cäcilie heulte laut, und Victor überlief's aus diesem Geheul mit Bedenken. Er war dem zappelnden Geiger an Kräften überlegen und an Zorn mindestens gleich, aber wenn er ihn nun zu Boden schlug und der Andere liegen blieb und die Nachbarn, vom Lärm gelockt, herbeiliefen und gar die Polizei dazu kam, würde Betti mit ihm zufrieden sein? Und wenn sie ihn einsperrten, verurteilten, aus der Stadt wiesen, was würde aus seiner Liebesgeschichte? Und was würde Betti sagen, wenn er den Mann schlug, dessen Namen sie doch nun einmal vor der Welt trug?

Er kaute an seinem Grimm und sagte nur begütigend zur weinenden Cilli: „Fürchte dich nicht, Kleinchen. So lang' ich bei dir bin, lass' ich dir nichts geschehen."

„Das wollen wir doch einmal sehn!"

rief Gruber und überschrie sich dann heiser zum Kinde gewendet: „Da herein gehst, du Hund, wohin dich dein Vater ruft!“ Der Schaum trat ihm vor die Zähne.

Er war ausser sich. Aber das kleine Mädel, das wohl wissen mochte, wie teuer ihm Ungehorsam gegen diesen Rasenden zu stehen käme, kroch Schrittchen vor Schrittchen, wie ein Jagdhund, der unbarmherziger Schläge gewiss ist, von dem schützenden Mann weg, dem drohenden immer näher und näher.

„Nicht so langsam! Geschwinder und geschwinder!“ fauchte der Wütende, und mit halbersticktem Ausruf „Hörst du nicht?“ griff er mit der Hand aus, packte Cilli an den Rückenfalten und schwang das laut aufschreiende Ding aus der rechten Hand in die linke, alsbald mit der ersteren zum Schlag ausholend.

Da hatte ihn Victors Faust an der Kehle. „Lassen Sie das Kind in Ruhe. Es hat nichts verbrochen und that, was Sie befahlen,“ sagte er ganz leise.

Er schlug ihn nicht, er würgte ihn nicht, aber er hielt ihn an Hemd und Weste lang ausgestreckt starr und steif von sich, dass jener der überlegenen Kraft, gegen die er nicht aufkam, wohl bewusst ward.

„Das ist mein Kind!“ gurgelte er, während er sich umsonst aus dem Griffe der eisernen Faust losmachen wollte. Die kleine Cäcilie entrann seiner Hand und verkroch sich unter den Zechtisch, wo sie nur um so lauter heulte.

„Das ist mein Kind,“ wiederholte Gruber, „und kein Mensch hat mir etwas dreinzureden, was ich mit ihm will und thu', kein Mensch, und der infame Liebhaber meiner sauberen Frau am allerwenigsten.“

Victor stieg der Zorn zu Kopf, er entliess den Gegner aus seiner Hand, aber so, dass das Brett der Thür unter dessen Rücken knallte.

„Deine brave Frau hat keinen Liebhaber,“ sagte er. „Ein Hundsfott du und wer das Gegenteil behauptet.“

Der Andere raffte sich auf die Beine und suchte dabei nach dem Knickmesser in seiner Tasche.

Da flog die Thür auf und herein stürzte Betti Gruber, der Zuleima wohl schon auf dem Hausflur gesagt haben mochte, dass ihr Gatte drinnen seiner Nichtswürdigkeit die Zügel schiessen liesse.

„Wo ist mein Kind?“ rief sie, und aus dem leichenblassen Gesicht schienen die Augen dunkler und grösser als sonst hervorzuquellen.

„Wo ist mein Kind?“ rief sie lauter, gellender als das erstemal, und sie hatte es doch schon in ihren Armen.

„Hat er dich misshandelt?“

Cilli schüttelte verneinend das Köpfchen, dessen Gesicht noch ganz nass vom Weinen war.

Noch an der Erde knieend, sah Frau Betti empor und sah Victor seitab stehen, der mit seinen Blicken die geliebte Gestalt verschlang.

Sie wusste, dass er das Kind vor Rohheit geschützt hatte, und sie sagte

ihm ohne Worte innigen Dank mit den Augen.

Wendelin sah den Blick und rief: „Da ist sie ja beim Rendezvous, die kreuzbrave, die anständige Frau, beim Rendezvous mit einem Kerl, der sie verleugnet und ihr nicht einmal die Ehr' anthut, zu gestehen, dass er ihr Liebhaber ist."

Victor wendete sich unwillig ab. Wie sollte diese peinliche Szene enden, wenn er dem Lumpen nicht den ungewaschenen Mund zudrückte?

Betti aber richtete sich jetzt hoch auf und sagte zu ihrem Mann: „Hör', was ich dir sag', Wendelin, und schreib' dir's hinter die Ohren. Du bist mein Mann schon Jahr und Tag nicht mehr. Du weisst, warum. Ich verwünsch' die Stund', in der ich dein Weib geworden bin. Hätt' ich jetzt einen Liebhaber, du dürftest nicht dagegen aufmucken. Denn nur du wärst Schuld daran, nur du . . . . Der brave Mensch dort drüben hat nicht gelogen. Ich weiss, dass er mich lieb hat, lieber als du mich je gehabt hast. . . ."

„Oho!“ lachte Wendelin dazwischen und wies die geballten Fäuste.

Betti fuhr fort, wie wenn er sich nicht gerührt hätte: „Aber bis zu der Stund' ist er nicht mein Liebhaber gewesen. Nie! Weil aber du gewaltsam dein Gattenrecht mit Fäusten an mir und an ihm geltend machen willst, jetzt sag' ich dir's ins Gesicht vor ihm, damit ihr's Beide hört und euch danach richten könnt: Von dieser Stund' an weiss ich nichts mehr von dir, der lang g'nug schon nichts mehr von mir weiss, und wenn der mich haben will, so werd' ich seine Geliebte, denn ich hab' ihn lieb, so innig lieb, wie du mir verhasst bist ... So, jetzt weisst du's, und jetz pack' dich und gib mir den Weg frei. Ich will heim mit meinem Kind.“

Sie raffte ihre Cäcilie, die sich ganz klein machte, vom Boden auf und hüllte sie auf ihren Armen ein. „Gute Nacht, Schatz!“ sagte sie zu Victor leise, aber mit all der herausfordernden Kühnheit des aufs Äusserste gebrachten Weibes.

Der junge Mensch wusste nicht, wie ihm geschah. Wusste nicht, sollte er sie an sein Herz drücken oder den wutschäumenden Wendelin erdrosseln. Unter seltsameren Umständen war noch nie eine Liebeserklärung gemacht und gehört worden. Er war voll ratloser Verlegenheit und doch so glückselig und dabei doch voll Wut und Ingrimm. Er konnte kein Wort über die Lippen bringen, und dabei fühlte er, dass ihm Thränen, glückselige Thränen gegen die Augen stiegen.

Wendelin mochte wohl eine Ahnung davon haben, was jetzt in der Seele des Andern vorging. Er wieherte in rohem Gelächter laut auf, und ehe Betti mit dem Kinde die Thürklinke aufgedrückt, hatte er sie schon am Arme gepackt und zurückgerissen.

„Halt da, Madame! Vorderhand sind wir Zwei noch nicht geschiedene Leut'. Und auf den Unsinn, den du vorhin dem Herrn da in den Bart gesäuselt hast, in den Bart, den er noch gar nicht hat, darauf werd' ich dir, verliebte

Gretl, droben in unserer Wohnung die Antwort geben. Komm' nur!“

Er machte nun Miene, sein Weib durch die Thür zu zerren. Und es sah nicht zart und ungefährlich aus, wie er seinen Willen durchzusetzen suchte.

Aber über Betti kam die Angst. Sie klammerte sich an die Bank, und als er sie von der fortriss, an den Thürrahmen fest, und sie rief:

„Um Gottes Willen, Victor! Halten Sie den rabbiaten Menschen zurück. Er schlägt mich und das Kind. Ein Verbrecher ist er längst schon, was liegt ihm an uns Zweien, dem Lumpenhund.“

Sie wehrte sich, das Kind mit Brust und Händen deckend. Hansen war im Sprung dabei.

„Mischen Sie sich nicht in fremder Leut' Angelegenheiten, Sie preussischer Maulaff!“ schrie der Musikant ihn an und warf sich mit aller Wut auf das abwehrende Weib, dass er und sie und das Kind zu Boden stürzten und

nur seine hochgeschwungenen Fäuste zu oberst über dem Knäuel von Menschen sichtbar wurden.

Da zuckte ein guter Gedanke durch Victors Kopf, während er schon die Hände nach dem Rasenden ausgestreckt hatte.

Im Nu hatte er den Geigenkasten geöffnet und das braune Saiteninstrument am langen Hals ergriffen.

Er schwang es drohend über seinem Eigentümer, der sich eiligst aufgerafft hatte, und sagte zu diesem: „Wenn Sie noch mit einem Finger nach Frau Betti oder dem halbtodt geängstigten Wurm greifen, so schlag' ich Ihnen die Geige an Ihrem Kopf entzwei, so wahr mir Gott helfe!“

Wendelin heulte wie ein Tier und breitete beide Hände nach dem teuern Singholz aus. Was war ihm Weib und Kind und Lust und Ehre gegen seine Geige, in die er nüchtern und berauscht hineingeheimnisste, was Gutes und was Schlechtes durch seine verbrauchte Seele ging. Was sollte er thun und

treiben ohne sie! Wie sollte er noch einmal sich ein Instrument verschaffen und gar ein solches! Die Geige war sein Leben, sein Trost, sein Unterhalt, sein Ansehen, sein Alles.

„Meine Geige her! Dieb! Räuber! Meine Geige! Meine Geige!“ rief er und klammerte sich an Victor mit aller Kraft.

Der drückte ihn seitwärts ins Gestühl, die Violine mit der andern Hand weitab von ihm haltend, und er sagte dabei: „Gehen Sie gelassen in Ihre Wohnung, Frau Gruber, und legen Sie sich und Ihr Kind ruhig zu Bett. Ich stehe Ihnen dafür, dass Sie Zeit genug haben werden, Ihre Thür zu verriegeln, eh' dieser Herr Ihnen nachkommen wird ..... Gute Nacht, Frau Betti, morgen reden wir mehr.“

„Gute Nacht, Frau Betti!“ höhnte Wendelin, der sich, zwischen Bank und Tisch geklemmt, nicht rühren konnte, und dann rief er immer wieder, bald herrisch, bald weinerlich: „Meine Geige will ich, meine Geige!“

Wendelin war ein Feigling, der Weiber und Kinder schlug, aber einem entschlossenen Manne gegenüber nicht lange Kraft in den Fäusten behielt.

Er widerstand nicht mehr. Betti ging langsam mit ihrem Kinde fort. Victor drückte sachte die Thür hinter ihr ins Schloss. Wendelin kauerte am Tisch, das Gesicht auf die Ellbogen gestützt, und heulte nach seiner Violine.

In Victor zuckte die Freude auf. Er war mit sich zufrieden, dass er die seiner Liebe so gefährliche Lage ohne Gewaltstreich geebnet hatte und vollkommen als Herr des Augenblicks sich fühlen durfte.

Der Übermut kitzelte ihn in den Fingerspitzen, damit er über die fünf Saiten am Violinhalse glitt und diese ächzende Töne von sich gaben.

Wendelin hielt sich stöhnend beide Ohren zu.

Dann aber, wie neuerdings von Wut ergriffen, streckte er heftig alle zehn Finger nach der Geige aus. Festen

Willens; sie sollte keine Minute länger in fremden Händen bleiben.

Victor Hansen überliess sie ihm lachend. Was sollte ihm noch weiter das fremde Wimmerholz?

Wendelin Gruber aber nahm sie mit sorgsamen Fingern auf, wendete sie rechts und links unter prüfenden Augen, klopfte sacht auf den Resonanzboden und blies mit zärtlich gespitzten Lippen etliche Stäubchen weg, die zwischen Saiten und Griffholz sich etwa eingeschlichen haben mochten.

Der Laie schaute dem verwundert zu. Er hatte solch Gebahren nie gesehen. Der Mann kam ihm jetzt nicht viel anders als närrisch vor.

Dieser aber schrie ihn an, und es klang wie eine Thräne in seiner heiseren Stimme: „Sie dummer Mensch, was hätten Sie denn gemacht, wenn der Violine ein Unglück geschehen wäre? Haben Sie das auch bedacht, ja?“

„Im schlimmsten Falle hätten Sie gegen mich Anspruch auf Schadenersatz

gehabt," antwortete verächtlich der Gefragte.

„Schadenersatz! So etwas ersetzt sich auch im Handumkehren! Sind Sie so reich, mir eine gleichwertige Geige zu bezahlen?"

„Das wird doch wohl kein gar so kostbares Instrument sein."

„Wird doch wohl," höhnte der Musikant. „Ein Stradivari ist sie freilich nicht und eine Cremoneser auch nicht. Aber eine famose Geige ist's, ein altes, vortreffliches Instrument, wie ich mir im Leben keins wieder verschaffen könnte. Niemals mehr! . . . Und nie eins hätte verschaffen können. Mein Vater hat schon darauf gespielt und mein Grossvater auch. . . . Was versteht so ein hergelaufener Dickschädel von so subtilen Sachen. . . . Nix versteht er, rein nix! . . ."

Er reinigte, während er also sprach, mit einem alten bunten Seidenlappen und vorsichtigen Händen sein Kleinod und betrachtete es dabei, ohne ein Auge von ihm abzuwenden, mit einer

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Achtsamkeit und Zärtlichkeit, die Niemand hinter ihm suchte, der ihn vorhin mit solcher Rohheit gegen Weib und Kind wüten sah.

Als er nichts mehr zu putzen fand, krabbelte er an den Schrauben herum und fing, wie unbewusst, die Saiten zu stimmen an, erst nur mit den Daumen sie antönend, dann den Fiedelbogen ergreifend und sachte mit ihm hin und wider streichend, das Kinn einstemmend, das linke Ohr näher und näher dem Schalle zuneigend.

Man sah es deutlich, er hatte jetzt alles, was nur eben sich ereignet, vergessen, vergessen die Eifersucht und sein Weib und den Ärger über sein Kind, vergessen den gehassten Mann, der kopfschüttelnd auf ihn niedersah. Er wusste nicht, wo er war, er wusste nicht, wer ihm zuhörte, er fragte nicht danach, ob sein Thun jemand misshagte. Stimmung finden und Stimmung geben, darauf allein kam's an. Alles andere in der Welt war gleichgiltig, war für ihn überhaupt nicht mehr vorhanden.

Jetzt hatt' er's gefunden! Ein kaum merkbares Lächeln huschte in die Mundwinkel, und wie um sich selbst zu überzeugen, dass sein geliebtes Instrument unter dem unbändigen Angriff des Banausen nicht gelitten habe und jetzt wieder wie nur je in guter Ordnung sei, ketteten die versuchenden Striche sich zu einer Melodie. Selbstvergessen, nur im Klange schwelgend, nur im Klange lebend, der unter seinen Fingern entstand, spielte und spielte er, so gut er's vermochte, und legte die ganze Aufregung, allen verschwiegenen Jammer über sein Schicksal und sich selbst in süsse schluchzende wollüstige Töne.

Es war kein abgeschlossenes Stück; er spielte wie die Zigeuner in den Haideschänken eine langhinziehende sich nie vollendende sich ewig umgestaltende Weise, bald in Klage verhauchend, bald in Sehnsucht schwelgend, bald in Zorn erglühend, bald in Verzweiflung versinkend, bald in wilder Lust aufjauchzend, wie ein Feldfeuer

knistert und flammt, bald hoch und scheinwerfend himmelaufwärts lodert, mutlos in sich zusammenflackert und wieder aufsprüht, um sich greift und mit hundert Zungen leckt und die Nacht mit rotem Märchengold umrändert.

Es war über dem Spiel ganz dunkel geworden in der Wirtsstube, aber Zuleima wagte doch nicht, sich zu regen, um das Gas anzuzünden, besorgt, der Geiger möchte, vom Licht erschreckt, sein Spiel abbrechen. Sie stand regungslos auf der Küchenschwelle und atmete nur leise. Köpf, der mittlerweile heimgekehrt war, merkte wohl am Bogenstrich, was für ein seltener Gast, trotz Verbot und Drohung, bei ihm eingekehrt war. Aber er wollte ihn nicht verscheuchen, so lang er spielte; darum zeigte er ihm sein Angesicht gar nicht, vor dem Jener hätte weichen müssen, und blieb lieber draussen in der Schänke stehen und horchte, den Arm gegen die Wand gestreckt, das Haupt unter das Schieb-

fensterchen geneigt, dem oft verwünschten Musikanten zu, so lange sein Spiel dauern wollte. Möcht' es doch noch recht lange dauern!

Tiefer ergriffen als alle war Victor Hansen von der seltsamen Musik des eben noch Gehassten.

Er hasste ihn vielleicht noch, aber gewiss, er unterschätzte ihn nicht mehr. Aus der Bestie war ein Mensch und noch etwas mehr als ein gewöhnlicher Mensch geworden, ein Künstler.

Victor Hansen war sich gar nicht mehr der Herrschaft über den Augenblick bewusst. Kleiner und kleiner fühlte er sich dem andern gegenüber werden; mit jedem Geigenstrich fühlte er sein Selbstbewusstsein einschrumpfen; unsagbare Angst und unerträgliche Eifersucht ergriffen ihn vor diesem halbverkommenen Genie, in dem noch immer ein Meister steckte, schier sich selber unbewusst.

Jetzt begriff er nicht nur, wie's hatte zugehen mögen, dass Betti vordem an diesem Unholde hatte Gefallen

finden können; er fragte sich, ob sie trotz allem, was er verbrochen hatte, ihn ganz vergessen, ob diese Zaubertöne je ganz aus ihrer Seele verhallen würden, ob er selber jemals ganz den gottbegnadeten Halunken ihr ersetzen könnte, er, unter dessen Fingern nie ein vollendeter Ton erklungen war, er, der nichts konnte, er, der nichts war, als ein seelenvergnügter Nahrungsgeniesser mit leidlich gesicherter Rente?

Er stachelte sein Selbstgefühl auf. Er war ein Ehrenmann durch und durch, und was wusste jener noch von Ehrgefühl. . . . Er war der Mann dazu, Betti glücklich zu machen. Das entschied.

Nun wohl und wenn! Was hatte es ihm viel Mühe gekostet, ehrlich zu bleiben? Nichts weiter als seines Vaters Geld. Hatte er wohl je Anfechtungen zu erfahren gehabt wie jener Vagabund, den es vogelfrei von einem Land über die Grenze des andern trieb nichts in der Hand als seinen Fiedelbogen und die ererbte

Geige? . . . der Handwerksburschen und Fuhrleuten in den Landherbergen und in der Stadt Soldaten und Dienstmädchen aufspielte und doch ein Künstler blieb in seiner Art und Übung?

Und war Betti nicht auch mit jenem glücklich gewesen? Glücklicher, als sie vielleicht je mit ihm werden würde? Mit ihm, der sie freilich liebte wie ein Wahnsinniger. . .? Aber liebte auch sie ihn . . . so wie sie jenen geliebt, der ihre junge Seele mit Tönen bezaubert hatte, mit unvergesslichen Tönen, gegen die kein Herz zu verwahren war?

Victor Hansen krampfte die Nägel in seine Hände und biss mit den Zähnen die Lippen wund. Das Spiel klang ihm jetzt wie tönendes Gift. Es ward ihm unerträglich. Er war nahe daran, laut aufzuschreien in der Dunkelheit, in der nichts mehr zu leben schien, als die süsswimmernde Teufelsgeige, um ihn toll zu machen. . . .

Da sprühte aus des Zimmers Mitte

ein Fünkchen auf und gleich darauf ein Strahl. Die Schatten waren verschwunden, und mit dem Lichte zuckte es hell durch des jungen Menschen aufatmendes Gemüt: ja, sie liebt mich trotz Geigerkunst und Zauberei, liebt mich wie je einen und wie ich sie. Und er sah und sah die Menschen wieder klar vor sich, wie sie wirklich waren.

Dem biedern Köpf war die unendliche Melodie des Geigers zu lange geraten. Auf der Küchenschwelle standen ihrer vier von unsern Freunden. Sie hatten den Wirt zwar gebeten, den in seine Kunst versunkenen Violinisten nicht zu stören, sie wollten gern noch länger in der Finsternis zuhören und Durst leiden. Aber der Philister fing an, für sein Geschäft zu sorgen. So überkam ihn die Ungeduld, und er machte dem harmonischen Spuk jählings ein Ende.

Da stand er dick und breit unter der sprühenden Gasflamme. Die Freunde, die nun näher traten, klatschten bei-

fällig in die Hände, Köpf aber stemmte die geschwollenen Fäuste in die Hüften über der Schürze und versuchte den Geiger so drohend anzublicken, als es seine wimperlosen Schweinsäugelein vermochten.

Wendelin schien ihn nicht zu sehen. Aber er wusste auf einmal, dass er in einer Gaststube sass, daraus ihn der Wirt unfehlbar hinausjagen würde, wenn er nicht sofort aus eigenem Antrieb Anstalten machte, sich zu entfernen.

Er drückte den Rücken der Hand, die den Fiedelbogen hielt, vor die Augen, als blendete ihn die plötzliche Helle nach so langer tröstlicher Dunkelheit.

Dann sagte er trocken: „Ich geh' schon," und fing wieder an, mit aller Sorgfalt sein Instrument von jedem Stäubchen zu säubern und es liebevoll in den Kasten zu betten.

Köpf ging aus der Thür, um die Laden vor die Fenster zu schlagen. Die Freunde umringten den Musikus,

er möchte noch nicht einpacken, sondern ihnen flott aufspielen, wie er's schon früher einmal gethan hätte. Es sollte sein Schaden nicht sein.

Der Böhme zuckte die Achseln und Brauen, aber er verlangsamte seine Sorgfalt. Den zurückkehrenden Köpf bestürmten jene mit lustigen Protesten, der Geiger müsste noch verweilen und der Wirt seiner Regel eine Ausnahme gestatten.

„Alles, wie meine Gäst' befehlen," erwiderte dieser, wenn schon mit saurem Gesicht. „Wie Sie befehlen, meine Herren . . . wünsche nur, dass es gut ausgeht, ohne dass ich ihn schliesslich doch hinauswerfen muss mit Ach und Krach und blauen Flecken."

Er polterte unwirsch aus der Stube und die anderen in ihrer Lustigkeit ihm nach, um „das Hotel" zu begütigen.

Wie die beiden nun für einen Augenblick allein waren, griff Victor hastig nach einem Stuhl und setzte sich dem Geiger gegenüber.

„Hören Sie mich einen Augenblick

an, ehe Sie gehen oder sich zu neuem Spiel anschicken“, sagte Victor hastig aber er fand nicht gleich weiter und sagte darüber ganz etwas anderes, als er wollte. „Ihr Spiel, Herr Gruber, war ausgezeichnet.“

Der Angeredete lachte dem jungen Menschen ins Gesicht und entgegnete verächtlich: „Ich habe nicht für Sie gespielt, sondern für mich. Und wie ich spiele, weiss ich besser als andere. . . . Was wollen Sie von mir noch?“

„Herr Gruber, es ist nicht leicht zu sagen, was ich von Ihnen will . . . und es muss doch gesagt werden. Also kurz und frisch weg. Ihre Frau ist innerlich und äusserlich von Ihnen geschieden. Leib und Seele wollen von Ihnen nichts wissen. Das war schon, eh' ich Betti zum erstenmal sah. Es ist also nicht meine Schuld. . . . Aber ich liebe Ihre Frau, Ihre frühere Frau. Wir lieben uns beide. . . . Geben Sie sie völlig frei und lassen Sie uns glücklich werden. Es muss ein Ende ge-

macht werden. Handeln Sie wie ein Mann, wie ein Künstler, wie ein vernünftiger Mensch. Es ist ja auch für Sie das Beste, wieder frei und dieser Sorgen los zu werden....“ Und leise fügte er hinzu: „Lassen Sie sich in aller Form Rechtens von Frau Betti scheiden.“

Gruber würdigte trotz seines merklichen Erstaunens den Gegner keines Blickes. Er sagte trocken: „Ich denke nicht daran. Ich bin kein Protestant wie Sie. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“

„Es ist ja längst getrennt! Sie sollen nur der Wahrheit die Ehre geben!“ rief Hansen leidenschaftlich. Die beiden schienen die Rollen vertauscht zu haben. Denn den bisher kaltblütigen jungen Menschen hatte Grubers Spiel in die wunderlichste Aufregung versetzt, während der Geiger all die seine in die klingenden Saiten geleitet und sich also von ihr befreit hatte.

Er schwieg und sah zu, wie seine Violine im Futteral lag, als wär's ein Kind, das einschlafen sollte.

Von der Schänke her hallten dumpfe Schläge herein, mit denen Köpf ein frisches Fass anzapfte. Das Gelächter der Freunde draussen begleitete das erfreuliche Ereignis.

Victor rückte dringender an den Böhmen heran und sagte: „Herr Gruber, machen Sie uns nicht unglücklich. Ihnen blüht doch auf diesem Wege auch kein häusliches Glück.“

„Es scheint nicht,“ warf Wendelin bitter lächelnd ein.

„Nun also! Aber warum nicht noch anderswo?“ flüsterte Victor. „Sie sind ein junger Mann in der Vollkraft der Jahre, Sie sind ein Künstler. . . . Was das Geschick an Ihnen verdorben hat, es lässt sich vielleicht nachhelfend bessern. Wie soll ich mich nur in Eile ausdrücken, um Sie nicht zu verletzen? . . . . Es kommt mir auf eine Summe nicht an, um Ihnen aufzuhelfen. Verfügen Sie je eher je lieber darüber. Bestimmen Sie selbst. . . .“

Wendelin Gruber warf den Fiedelkasten zu und stand auf. Eine Weile

betrachtete er den vor ihm stehenden Nebenbuhler von oben herab. Der leidenschaftlich bewegte Jüngling sah ihm voll Erwartung auf den Mund.

Jener sagte, verächtlich den Kopf hin- und herbewegend: „Sie bieten mir Geld? . . . Das heisst auf deutsch: Sie muten mir zu, Ihnen mein Weib zu verkaufen?“

Victor Hansen schwieg mit einer Miene, als wollt' er sagen: allerdings.

Der Geiger rief darauf laut: „Pfui Teufel!“ nahm seinen Kasten unter den Arm und schritt der Thür zu.

Der andere drehte sich nur auf dem Stuhl um und sprach: „Betrachten Sie doch die Sache mit ruhiger Vernunft.“

Aber Wendelin, schon auf der Schwelle, reckte sich noch einmal hoch auf, mass den Jüngling mit rollenden Augen, streckte drohend den Zeigefinger vor ihm aus und sagte leise: „Nimm dich in acht vor mir! Von heut' an, Bürschel, nimm dich vor mir in acht!“

Er schlug die Thür zu und seine Schritte verhallten im Flur.

Victor wollte im ersten Augenblick ihm nacheilen. Da traten laut lachend sechs Kameraden, jeder mit einem schäumenden Krug, in die Stube und Köpf mit einem siebenten für Hansen hinterdrein.

„Wo ist der Fiedelmann? . . . Wie schade! . . . Der Böhme hätte uns aufspielen sollen. . . . Studiosus Hansen hat ihn hinausgeödet!“ scholl es durcheinander, bis Onkel Köpf seinen Trumpf daraufsetzte mit dem endgiltigen Ausspruch: „Es ist allemal g'scheiter, der Kerl ist draussen als herinn!“

Die Unterhaltung nahm bald eine andere Wendung. Die neuesten Ereignisse in der Stadt lieferten des Stoffes genug dazu. Man hatte schon geglaubt ein Rückschwinden der Seuche bestätigen zu dürfen; da hatte ihre vernichtende Wut von neuem eingesetzt, und die armen Menschen starben wieder haufenweise hin wie die Fliegen im Spätherbste.

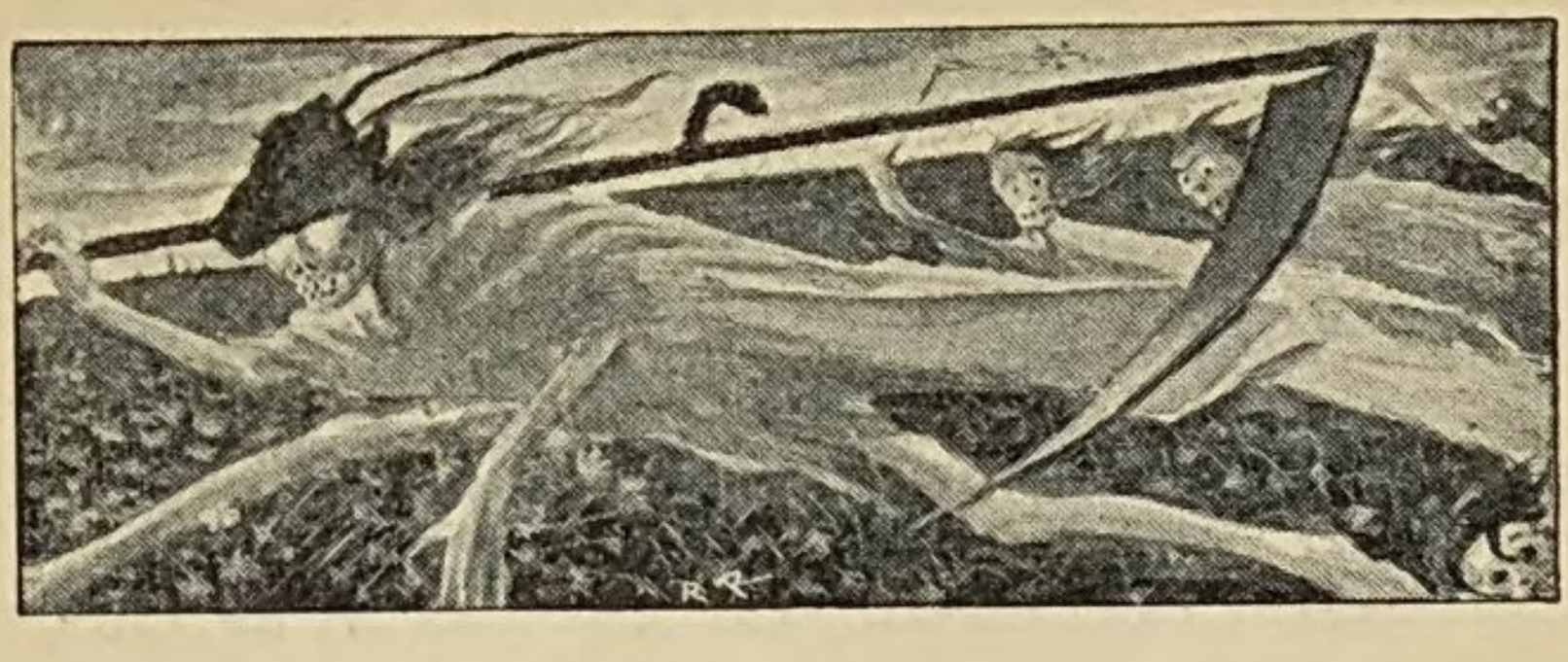
Victor Hansen beteiligte sich mechanisch am Gespräch, um das innere Toben und Tosen seiner Seele nicht aufzudecken. Helfen und raten konnte ihm doch keiner von diesen praktischen Menschen. Aber ausgelacht hätten sie ihn sicher.

Er musste sich ohnehin erzählen und von mehreren Seiten eindringlich wiederholen lassen, dass der Mensch sich in dieser Zeit ja vor allen Gemütsaufregungen zu hüten hätte. Gemütsaufregung störe leicht die Verdauung, und jede Verdauungsstörung während der Epidemie erleichtere deren Anfall, und könne somit jede unvorsichtige Nervenerschütterung tötliche Folgen haben.

Gleichgiltig, gleichmütig in seinen Pflichten und Gewohnheiten fortleben, dem Ausserordentlichen ausweichen und auf die Freuden hochwogenden Blutes verzichten, gut und mässig essen und dazu Köpfs reinverzapftes Bier trinken . . . das sei die beste Prophylaxis.

Victor Hansen hörte die Botschaft wohl und nickte mit dem Kopf dazu. Was half sie ihm, wie sollt' es der arme Kerl anfangen, gelassen im seelischen Gleichgewicht zu bleiben, wo Hass und Liebe, Eifersucht und Verlangen mit aller Gewalt an seinem Wesen zerrten? Er musste Rat und Warnung auf die leichte Achsel nehmen und eben zusehen, wie er auch so durch's Feuer kam mit Gottes Hilfe. Sorgen fochten ihn darüber nicht an. Er hatte nur die eine Sorge, seine Betti zu gewinnen für heut' und immer.

Was war ihm das Leben ohne sie?



III.

Nun hatte die vermaledeite Seuche auch die Schwester der kleinen Baronin F. binnen einer Nacht und einem Tag dahingerafft. Die jüngere hübschere Schwester, die noch kleinere Baronin. Ein so niedliches lebenslustiges Frauchen. Es war doch rein zum Teufelholen, und alle, die sie näher gekannt hatten, weinten oder fluchten, je nach ihrem Geschlecht.

So gar jung war sie freilich nicht mehr gewesen. Man hatte nie recht herausgebracht, war sie den Dreissigern näher gewesen oder den Vierzigern — aber fidel! Zu jedem Scherz gelaunt

und aufs Tanzen versessen wie der Falk auf die Jagd. Vom ersten Geigenstrich bis zum letzten immer trala und in den Pausen ein Gelächter am andern, wie die rollenden Perlen an einer Schnur, man mocht' ihr erzählen, was einem einkam.

Nun war ihr silberhelles Gelächter verstummt für immer! Ade Lust und Narrheit! Nun tanzte der Tod mit ihr den Kehraus und ach in so scheusslicher Gestalt!

Drei Tage darauf sollte sie begraben werden. Und da die Meisten von uns so manchen Reigen mit ihr gesprungen waren, wollten wir auch nicht fehlen, wenn man ihr die letzten Ehren erwies. So hatten wir's ausführlich beraten und ausdrücklich beschlossen im „Hotel Köpf". Es sollte keiner fehlen, denn bei diesen Zeitläuften war das Gefolge hinter einer Bahre meist dünn gesät. Die aber im Leben so viele hatte hinter sich her laufen machen, sollte auch im Tode nicht ohne Geleit zur Erde gehen.

Victor Hansen hatte die kleine Baronin nicht gekannt. Dafür war er zu spät gekommen. Weil wir anderen aber alle auf den Kirchhof wollten und er, gewisse Stunden ausgenommen, nicht wusste, was er den langen sehnsuchtsvollen Tag über anfangen sollte, so bat er, unsere kleine Gefolgschaft durch seine lange Person verstärken zu dürfen.

Unterwegs schloss er sich an mich an, und da ich ihm das Messer auf die Brust setzte, warum er seit zwei oder drei Tagen so blass, verduzt und kleinlaut war, gestand er, dass er „um das Weib“ grosse Sorgen hätte. Vater Wendelin geisterte mehr als gewöhnlich im „Hotel Köpf“ herum. Es sähe aus, als hätte er weniger als sonst zu thun, sei's, dass in dieser Trauerzeit dem Publikum die Lust verginge, sich Musik vormachen zu lassen, sei's, dass er wegen Trunkenheit oder anderer Tölpeleien seinen Platz in der Kapelle verloren hätte. Er machte mehr denn je den Eindruck eines verlorenen Men-

schen, der Unheil brütete. Gegen wen, brauchte er mir wohl nicht zu sagen. Ihm sei für seine Person vor dem Halunken nicht bang trotz dessen lächerlicher Drohung. Aber um Betti und selbst um die kleine Cilli könne er sich wachsender Angst nicht erwehren.

Ich sucht' ihn zu besänftigen. Er sähe doch seine Geliebte jeden Tag.

Ja, das schon, aber nur im Flug und ohne alles Behagen. Es käme ihm vor, als wäre Betti nach dem schönen Geständnis, das die heftige Aufregung jenes Abends und die Nichtswürdigkeit ihres Quälers auf ihre Lippen gedrängt hatte, von doppelter Scheu befallen worden. Sie wäre nun zurückhaltender als je. Es sähe nicht anders aus, als fürchtete sie, er werde sie nun beim Worte nehmen und ihre volle rückhaltlose Liebe beanspruchen, die sie in jenem flammenden Augenblick so entzückend gestanden hatte.

Mir ging dies „als fürchtete sie" nicht ein, und ich fragte naseweis, ob

sie es nicht am Ende bei aller weiblichen Scheu doch aus vollem Herzen erwartete und von seiner knabenhaften Zurückhaltung nichts weniger als befriedigt wäre.

Ach, was ich mir einbildete! Er wäre den Teufel auch mit Willen zurückhaltend. Er gehorchte eben der Notwendigkeit, die keine herzliche Annäherung zuliesse.

Der nichtswürdige Geiger schliche den ganzen Tag auf der Fährte seiner Frau herum; es wäre ihm sichtlich nur um einen öffentlichen Skandal, und wär's auf der Strasse oder in der Kirche, zu thun. Daheim verbarrikadierte sie sich längst schon so, dass er nicht bei ihr und der Kleinen einbrechen könnte; er aber wäre jetzt, wie ein Rasender, von seiner fixen Idee besessen und darauf erpicht, sich an ihr zu rächen, sie für ihren Freimut, für ihre Liebe zu züchtigen, wo immer er ihrer habhaft werden möchte.

Frau Betti kannte den Unhold und fürchtete sich nun einmal vor ihm.

Ich meinte damals in meiner jungdeutschen Ungebundenheit, dass Meister Victor bei dem ganzen Liebeshandel immerhin etwas zu viel Umstände machte.

Solche Äusserungen aber nahm er übel. Er kannte denn doch seine Leute besser als ich und wusste, was er Frau Bettis Anstandsgefühl und seiner eigenen Zukunft schuldig wäre. Er nähme die Sache so ernst und feierlich, wie es eben seiner Natur, seiner Erziehung und seinen Lebensanschauungen entspräche. Darum bäte er mich bei unserer Freundschaft, Anspielungen, Ratschläge und Scherze zu unterlassen, die ihn verletzen müssten.

Ich sah ihn von der Seite an und dachte mir, wem nicht zu helfen ist, dem braucht man auch nicht zu raten. Kränken wollt' ich ihn wirklich nicht. Er selbst und das Schicksal schienen dergleichen ohnehin besorgen zu wollen.

Das hätte der tolle Victor freilich nicht begriffen. Er war trotz seines Verdrusses der besten Hoffnung voll,

und fest überzeugt, ein Mensch wie Wendelin Gruber werde, seinem verkommenen Wesen entsprechend, trotz aller hochtrabenden Worte über kurz oder lang doch zugreifen und gegen eine Hand voll Banknoten in die Scheidung willigen. Dann wäre Betti alle Sorgen und alle Rücksichten los, und ein neues Leben, ein neues Glück werde beginnen. Gerade dass der nichtsnutzige Böhme gegen alle frühere Gewohnheit auf einmal den Unbequemen spielte, war in den Augen des ungeduldigen Hansen ein Beweis dafür, dass jener damit den beiden Liebenden nur die Unleidlichkeit des Wartens steigern und dadurch die in Aussicht gestellte Summe in die Höhe treiben wollte.

Ich glaubte das zwar nicht, aber ich hielt es für überflüssig, dem balzenden Auerhahn Vernunft zu predigen. Zudem traten wir jetzt in den Gottesacker ein, dessen Dunstkreis mir die Lust zu zwecklosen Tifteleien benahm. Mich und meinen Begleiter bewegten

bald ernste traurige Gedanken, wie sie diese böse Zeit in Hülle und Fülle und gar erst hier jedem denkenden Wesen bot.

Man schaute sich immerhin nach rechts und links um, ob nicht doch schöne Mädel zu entdecken wären. Aber es war nicht viel Erfreuliches zu gewahren, obschon der grosse Kirchhof voll Menschen war, wie sonst nur an Allerseelen, aber ohne die Feierlichkeit, ohne die Erhebung jenes rührenden Gedächtnistages.

Wer den Gottesacker in jener traurigen Zeit nicht gesehen, der hat keine Vorstellung davon, wie schwer, ja oft unmöglich es damals war, sich bis zu den überfüllten von Hunderten Leidtragender und Verzweifelter belagerten Leichenhallen hindurch zu drängen und die Särge derjenigen zu finden, um deren letzte Ehrung man den verdriesslichen Weg gemacht hatte

Es wimmelte auf allen gebahnten Pfaden, wie auf den zertretenen Grasplätzen zwischen den Gräbern nicht

nur von trauernden Verwandten und Freunden, sondern auch von Maulaffen und Müssiggängern, von Bettlern, Gaunern und Taschendieben. Den Geistlichen wie den Kirchhofsbeamten, den Leichenträgern wie den Totengräbern war die so plötzlich gesteigerte Arbeit über den Kopf gewachsen. Den Andrang von Begräbnissen in gewohnter bedächtiger umständlicher weihevoller Weise zu erledigen, war unmöglich. Eile that vor allem not, und geschäftsmässige Hast verdrängte die Feierlichkeit.

Kaum Einer fand ein Herz, das zu tadeln. Wen Pflicht und Beileid herausgeführt hatten, war doch froh, den schauerlichen Ort, dem durch die böse Zeit die Weihe stillen Friedens genommen war, so rasch wie möglich zu verlassen.

Die Leichenhallen fassten die Särge nicht. Auf den Stufen, auf den Vorplätzen und noch weit hinaus auf den nächsten kiesbestreuten Wegen standen die Särge reihenweise, meist nur frisch

aus weissem Holz gehobelte hastig zusammengenagelte Särge sonder Firniss und Farbe. Man hatte sich nur selten die Zeit nehmen können, die in Mengen verlangten noch zu tünchen und zu schmücken.

Dazwischen irrten suchende Anverwandte, begleitet von ratlosen Führern, die am Arme mit schwarzen Floren ausgezeichnet waren, hin und her, und suchten hier und suchten dort, bis endlich sie der Anschrei eines Küsters oder Totengräbers an weiter entfernte Stellen rief und geschäftige Hände aus abgewetzten Ärmeln hinüberwinkten, wo Chorknaben, Küster und Geistliche schon mit Kreuz, Gebet und Weihwedel in würdevoll verhaltener Ungeduld der trauernden Begleitung warteten.

Dort und da ward ein Sarg aus der Menge von Särgen auf vier schäbige schwärzliche Schultern gehoben, und diesem nach ging's durch weichende Reihen in rascherem Schritt, als sonst der Brauch war, derweilen die Un-

beteiligten sich nicht um die Abziehenden kümmerten und auf eigene Faust nach ihren unfindbaren Lieben weiter suchten, fragten und riefen, sich drängen liessen und andere drängten, wie Not und Eifer und die Sehnsucht, den trübseligen durch allzu profanes Gewühl halb entweihten Ort zu verlassen, es ihnen eingaben.

Unter denen, die der guten kleinen Baronin zuliebe herausgekommen waren, befanden sich hohe Staatsbeamte und Stabsoffiziere, eine glänzende Gesellschaft mit vielen Uniformen, so dass wir immerhin hoffen durften, wir würden etwas bequemer und rascher zum Ziele gelangen als die meisten anderen um uns herum und nebenan.

Aber auch die Macht althergebrachter Rücksichten hatte ein gut Teil ihres Zaubers in dieser allgemeinen Verwirrung und Bedrängnis verloren.

Man wurde zuerst falsch geschickt, wurde leicht getrennt, fand sich schwer wieder zusammen, und nachdem das Häuflein endlich an der richtigen Stelle

des baldigen Aufbruches sicher zu sein glaubte, dauerte es immerhin noch drei Viertelstunden, bis man einem der erhobenen Särge paarweise nachfolgen durfte.

Aber schon nach etlichen Schritten ward den zunächst hinter der Bahre Wallenden durch ein ganz anderes fremdes Geleite bedeutet, dass sie sich im Irrtum befänden und dass die sterbliche Hülle der Baronin anderswo und weiter rechts zu suchen wäre.

In der That fanden wir dort die Blutsverwandten der Heimgegangenen, darunter auch mehrere Damen in langen schwarzen Schleiern. Man schien nur darauf gewartet zu haben, dass die Mehrzahl der Freunde sich endlich anschloss.

Der Geistliche sprach etliche einleitende Worte auf Latein. Vier in schäbiges Schwarz gekleidete Männer mit unmöglichen Hüten bückten sich zur Erde. Der eichendunkle Sarg mit Silberbeschlägen, das freiherrliche Doppelwappen der Verstorbenen zu beiden

Seiten, erschien haupthoch über den Schultern der Träger. Das silberne Kreuz ging ragend, wie ein blinkendes Feldzeichen der Gläubigen, dem Zuge voraus, die Sänger murmelten mehr als sie sangen; laut schluchzten die Frauen, und einer reihte sich an den andern, eine lange schwarze Schlange, die zwischen Grabmälern und Grabkreuzen weit einwärts in den Kirchhof sich wand.

Wir waren über hundert, vielleicht hundertfünfzig Schritt gegangen, als eine plötzliche Bewegung im Zug entstand, die Vorderen sich unwillkürlich zurückstauten, die Hinteren um so eifriger vorwärts drängten. Ich sah die Träger schwanken und den einen mit beiden spiegelreichen schwarzen Armen aufwärts greifen, als wollt' ihm der Sarg von der Bahre rollen und er ihn mit Gewalt zusammenfassen.

Ein anderer, leichenblass, sprang voller Schrecken querfeldein über etliche Rasenhügel weg und lief, den Hut in der Hand haltend, ohne sich

noch einmal umzublicken, davon. Ihrer Etliche hurtig ihm nach. Weiberstimmen kreischten auf.

Derweilen sah ich ein paar Bretter beiseite fliegen, und gleich darauf gab es einen dumpfen Krach.

Der Boden des wahrscheinlich zu rasch gezimmerten leichtfertig gefügten Sarges war geborsten. Die Träger wendeten ihn zur Seite und gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Leiche nicht daraus zur Erde fallen zu lassen. Aber ihr starkes Gewicht spottete dieser Bemühungen. Noch eine Latte krachte zu Boden, und gleich darauf kollerte aus dem klaffenden Schrein, hinter dem wir frommen Sinnes der entseelten noch im Tode zierlichen Hülle unserer lieben kleinen Baronin zu folgen geglaubt hatten, der starre Leichnam eines über fünf Schuh langen alten mageren Mannes im schwarzen Frack.

Da lag er mitten auf dem Weg verquert, den Kopf zur Seite geneigt, das Kinn mit nachgewachsenen grauen

Bartstoppeln besäet, auf den Lippen das starre Lächeln, das die Leichenweiber mit sanftem Druck der Daumen in den Mundwinkeln herstellen.

Das Gefolge stob auseinander. Die Damen schrieen, die Herren gaben grosser Entrüstung Worte, während die Träger in eiligster Geschäftigkeit sich bemühten, diesen schrecklichen Zeugen allgemeiner Verwirrung zu verhüllen, zu beseitigen und durch die richtige Leiche zu ersetzen.

Die aber lag, wer weiss, wie lange, wer weiss, an welcher Stelle, unter der Erde. Fremde Menschen, die sich nie im Leben an ihren Launen, ihrer Herzensgüte erfreut, die keine Ahnung davon hatten, wer sie gewesen, waren irrtümlich ihrer Beisetzung gefolgt. Ein falscher Name stand auf ihrem Grab, und an einem Gedenktage, den der Kalender ihres Lebens nicht verzeichnete, schmückten sie es mit Blumen, benetzten es mit Thränen, die sie so wenig angingen, als ihre freiherrlichen Wappen den schlichten unbekannten

Philister, dem wir eine Strecke weit im guten Glauben das Geleite gegeben hatten.

Die Unmöglichkeit, eine Todte, die schon begraben war, heute noch einmal zu begraben, war eingestanden. Unwillig machte sich Alles auf den Heimweg.

Erst jetzt vermisst' ich meinen Begleiter Victor Hansen, der mir während der aufregenden und ermüdenden Suche aus den Augen und aus dem Sinn gegangen war.

Er musste nun eben seinen Heimweg allein finden. Dennoch gab ich mir Mühe, ihn auf dem langen langsamen Wandel nach dem Ausgange des Gottesackers rechts oder links zu erspähen.

Und richtig, ich sah ihn auch in einer abgelegenen Ecke, wo nur noch hie und da ein altes Mütterchen vor einem Hügel kniete und betete. Zwischen den Grabkreuzen ging er dort mit Frau Betti Gruber in eifrigen Gesprächen langsam hin und wieder.

Die Beiden mussten Wichtiges berathen, denn weder sie, noch er ward meiner gewahr. Und darum stört' ich sie nicht und ging allein von dannen.

Victor und Betti jedoch blieben noch eine gute Weile, und als es immer öder und stiller um sie herum wurde, nahm er ihre Hand in die seine, und sie schwiegen. Und also schweigend Hand in Hand gingen sie nach wie vor den sachte kreischenden Kiespfad auf und ab.

Sie hatte gewusst, dass der Freund mit uns hier zusammentreffen würde. Sie hatten sich Beide so lange nicht frei und ungestört ausgesprochen. Der alte romantische Zug im Volke, sich auf Friedhöfen Stelldichein zu geben, hatte auch das Seinige dazu beigetragen. So war sie von der Stör weg herausgegangen und hatte, dem Instinct folgend, ihn früher im Gewühl entdeckt, als unter den jetzt obwaltenden Umständen zu erwarten gewesen war.

Um ein Grabkreuz biegend, stand er plötzlich vor ihr. Er erschrak im

ersten Augenblick, und sie lachte von Herzen. Wusste sie doch, dass es ein freudiger Schreck war.

Ob er froh war, seinen Schatz zu haben? Was ging ihn die kleine Baronin an, die er nie im Leben gesehen hatte Er war ja nur mitgelaufen, um die Zeit zu tödten, da er Betti nicht treffen konnte. Nun er sie hatte, kümmerte er sich nicht weiter um Todte und Lebendige und ging mit ihr seitab, wo nur wenig Menschen waren und keine frischen Gräber aufgeworfen wurden.

Auf den Friedhof kam der scheue Musikant zur Cholerazeit nicht, auch wenn er nirgend anderswo etwas zu thun hatte. Vor dem waren sie hier sicher.

Betti hatte ihrem Victor so viel zu sagen: dass sie ihn ernstlich liebe, dass sie nie von ihm lassen werde, dass ihr Mann sie nicht umstimmen könne und dass sie fest davon überzeugt sei, dieser werde sich eines Tages von ihr trennen, wenn er sich nur erst vom Ernst und

von der Dauerhaftigkeit ihrer Abneigung überzeugt haben werde.

Ja, sie meinte bereits in seinem dermaligen Thun und Lassen ganz deutliche Anzeichen einer Sinnesänderung zu bemerken, die ihn in Bälde zu einem ausdrücklichen Verzicht reif machen werde.

Dass das von Hansen zu erhoffende Geld dabei eine Rolle zu spielen habe, verstand sich bei einer Natur wie der des böhmischen Musikanten freilich von selbst. Was fragte Victor nach dem Gelde! Lieber heut als morgen gab er's hin für die Geliebte.

Und nun spannen sie goldige Träume, nun bauten sie wohnliche Schlösser in die schwüle feuchte Kirchhofsluft, die der sinkende Abend mit dünnen Nebeln durchzog, wie sie aus der viel missbrauchten Erde langsam aufstiegen.

Ein Totengräber, der endlich Feierabend machte, sah die Beiden von fern und kam, die Schaufel auf der Schulter, an sie heran mit barscher Frage, wonach sie hier suchten.

Ei, die Beiden suchten Niemand, sie hatten sich, das war genug, und was es sonst noch zu erstreben galt, lag nicht hier, sondern draussen in der lustigen weiten Welt.

Sie mussten hinaus in die Welt, wo sie Niemand kannte. Irgendwo würde sich das Fleckchen schon finden, wo sie ihre Glückseligkeit hegen und pflegen durften. Was gewesen war, würden sie vergessen. Nur Cilli musste mit ihnen sein, das süsse kleine Ding, das wie ein vermittelnder Engel sie zuerst zusammengeführt hatte.

Hier nun wollten sie sich nicht noch einmal von einem übellaunigen Arbeiter anschreien lassen. Es war auch eigentlich recht unbehaglich hier und die Abendluft in dieser Gegend wohl auch nicht die gesündeste. So gingen sie denn, noch immer Hand in Hand, weg.

Ausserhalb der Kirchhofsmauer liessen die verkrampften Finger von einander. Man durfte kein Aufsehen machen und dummen Leuten nicht zu reden geben. Bald, recht bald hoffentlich, gehörten sie sich ja ganz und gar. Dann brauchten sie sich keinen Zwang mehr anzuthun und wollten es auch nicht. Aber heute hiess es noch ver-

nünftig sein und auf Aeusserlichkeiten achten.

Victor gestand immerhin seine Ungeduld und wie sie ihn quälte.

Betti versprach ihm, so wie sie den unsteten Wendelin wieder sehen werde, wenn irgend möglich noch heute, mit vernünftigen und entschiedenen Worten in diesen zu dringen und Alles aufzubieten, um den zögernden Entschluss zu beschleunigen und frei und die Seine zu werden.

Sie wollte ihm heut oder morgen im „Hotel Köpf“ Bescheid sagen. Sie werde unter allen Umständen Mittel und Wege finden, mit ihm zu sprechen, und wären es nur zehn Worte. Verträt' ihr Wendelin durchaus den Weg, so sollte Victor durch Zuleima Nachricht erhalten.

Halbwegs der Sendlingergasse meinte sie, nun sollte er sie allein gehen lassen. Man könnte nicht wissen, ob man dem jähzornigen Unhold nicht begegnete. Auch wär' ihr nach all der Aufregung wunderlich zu Muth. Sie sehnte sich

nach Ruh und Stille und wollte sich daheim aufs Bett legen, um ein Stündlein zu schlafen, wenn sie erst Cilli versorgt haben werde.

Er rieth, sich vor Allem ein wenig zu erquicken, und zog sie in den Hackerbräu hinein, wo sie etwas zu sich nahmen und dabei noch ein Halbstündlein dicht bei einander sassen, sich anplauderten und dabei immerzu in die verliebten Augen schauten.

Sie meinten, so gut hätten sie's noch nie getroffen. Sie waren so ganz für sich allein, und von all dem, was sie in den letzten Wochen erlebt und was sie sich heute gesagt hatten, so übervoll, dass ihre Herzen in wonniger Beklemmung rascher schlugen und den Einen in die nächste Nähe des Andern drängten, als wär' er nur am Andern geborgen.

Es war in ihnen ein glückliches Gefühl der Sicherheit, sich bald ganz zu gehören, und dabei doch auch ein unerklärliches Bangen, dass man unmittelbar vor dem Entscheidungskampfe stand.

Betti drängte und drängte immer wieder zum Aufbruch. Sie musste durchaus nach dem Kinde sehen. Daher die wachsende Unruhe, die nunmehr auch die Nähe des Geliebten nicht mehr bannte. Auch die Klugheit rieth, nicht länger vom Hause fernzubleiben, wenn sie heute Wendelin Gruber noch bei einigermassen nüchternem Zustand ins Gewissen reden wollte.

Victor musste nachgeben, so gern er die halbe Stunde zur ganzen, ach zu einer Ewigkeit ausgedehnt hätte.

Sie brachen auf. Im Flur, wo keine Menschenseele zu sehen war, blieb er stehen und schaute sie an mit bittenden vorwurfsvollen verlangenden Augen.

Sie hatten sich noch nie geküsst.

„Betti!“ rief es aus seinem Herzen heraus, und er presste ihre Hand in der seinen, dass es weh that

Sie verstand ihn und, wie sie seinen Blick erwiderte, da lag sie auch schon an seinem Herzen und umschlang seinen Hals stürmisch mit beiden Armen.

Sie drückten gerührt und selig Kuss auf Kuss.

„Dein für immer und ewig!“ hauchte sie zwischen inniger Liebkosung, und dann riss sie sich los.

„Sei gescheit! . . . Lass' mich jetzt . . . heut' Abend oder morgen Abend . . . und dann für immer, so oder so . . . ob er will oder nicht, Dein! . . . Leb' wohl!“

Sie hatte sich seinen Armen entwunden und war hinaus auf die Strasse. Victor wusste nicht, wie's geschehen war.

Als er ihr nachstürmte, war sie nicht mehr zu sehen, und er musste sich trösten mit der Hoffnung auf heut oder morgen.

Was hätt' er in diesem Augenblicke gegeben, wenn er sich ganz gewiss auf heute hätte verlassen dürfen.

Allerhand Gedanken stürmten ihm durch den Kopf. Freudige und beängstigende, alltägliche und absonderliche, mitunter recht absonderliche Gedanken, wie er sie noch nie gehabt hatte.

Es war ihm, als hätt' er auf einmal ein ganz beklommenes Herz. War das vor Freude? Aber es fühlte sich an wie Schmerz.

Noch war's kaum eine halbe Stunde, dass Betti aus seinen Armen geglitten war, manchmal meinte er ihren Kuss noch auf den Lippen zu spüren, und schon war die Sehnsucht nach der kaum erst Entschwundenen so unleidlich, als könnt' er das Leben nicht noch eine Stunde ertragen, wenn er sie nicht wieder sähe.

Er fand nirgends Ruh, und so kam er noch vor Dunkelheit ins „Hotel Köpf."

Die Stube war leer. Er warf sich auf die Bank, den Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand und wartete, bis Zuleima eintrat und sich erkundigte, ob er eine Halbe Bier wünschte.

„Hat Niemand nach mir gefragt?"

„Ja, schon."

„Frau Gruber?"

Zuleima sah den Auffahrenden kopf-

schüttelnd an und antwortete schleppenden Tones wie immer: „Nein . . . Frau Gruber nicht . . . aber Herr Gruber . . . .“

„Wo ist er?“

„Fort . . . wird schon wieder kommen.“

Damit kehrte sie dem Ueberraschten den Rücken zu und trollte sich langsam nach der Schänke.

Hansen nahm das Haupt in beide Hände und brütete vor sich hin. Wendelin Gruber hatte nach ihm gefragt? . . . Was konnte der ihm bringen? . . . Seine Einwilligung in die Scheidung? . . . Was sonst?

Betti hatte dies ja vorausgesehen.

Also stand er vielleicht schon morgen, ja heute noch am Ziel seiner Wünsche? . . . Er athmete tief auf.

Und was dann? . . .

Zum erstenmal, seit die Leidenschaft von seinem Empfinden und seinem Denken Besitz ergriffen hatte, fragte er sich jetzt, da ihm die Erfüllung dicht an die Hand zu rücken

schien, wie es denn weiter im wirklichen Leben gehen werde. . . .

Je nun, ganz einfach wird es gehen. Sie werden sich lieben, werden sich heiraten und irgendwo ihr Nest bauen.

Irgendwo? . . . Hier? Nein . . . In seiner Heimat?

Es lief ihm auf einmal kalt über die Haut. Vor seinen Augen sah er das alte Kaufhaus. Barock geschnitzte umfangreiche Eichenschränke unten in der Diele. Daneben die breite wurmstichige Holztreppe mit dem schönen Geländer aus getriebenem Eisen. Und oberhalb der Treppe rechts die kleine Thür. Er sah sie jetzt vor sich in der Dunkelheit, als brauchte er nur die Hand nach dem immer blankgescheuerten Messinggriff auszustrecken. Da trat er ein ins Heiligtum des Hauses, ins Kontor des Grosskaufmannes, der sich für einen Patrizier hielt und demgemäss mit überaus viel Würde und nicht ohne Steifheit sein kleinstädtisches Dasein ausgestaltete. Vom Schreibepult am Fenster wendete sich der grosse

Herr langsam nach ihm um. Der spitzige Halskragen stand steif gestärkt zu beiden Seiten des schmalen bartlosen Gesichtes fast bis an die Backenknochen empor. Eine breite weisse faltige Kravatte schien das Kinn höher zu heben. Sonst war der Mann ganz schwarz gekleidet, einem Pastor vergleichbar. Er sah den Kommenden mit ruhigen Augen an. In seinem Gesicht verzog sich kein Fältchen, auch beim Anblick des heimkehrenden Sohnes nicht. Im Kontor wurde nie gelächelt. Dies schickte sich nur für die Mussestunden, am Familientisch, im Freien oder im Rhedercasino.

Aber der Ton der schmalen Lippen klang bieder und wohlwollend.

„Was willst du, mein Sohn?“

„Vater, ich will Betti Gruber heiraten.“

„Ei? ... Wer ist das, Betti Gruber?“

Victor Hansen der Jüngere dachte sich, den heissen Kopf noch immer in den kalten Händen, eine lange Antwort aus auf diese väterliche Frage, eine

Antwort, die so recht das prächtige Wesen seiner Geliebten schildern und das Herz des Vaters rühren und gewinnen sollte. . . .

Allein mit leidenschaftlichen Redensarten und verliebten Superlativen war bei Victor Hansen dem Aelteren kaum etwas auszurichten, und dass die Frau, die sich seines Sohnes wegen von ihrem seitherigen Gatten scheiden liess, anderthalb Jahr älter wie jener und, genau betrachtet, nur eine arme Nähterin war, die trotz aller Anmuth und Lieblichkeit im Taglohn arbeitend mit der Nadel ihren und ihres Kindes Unterhalt verdiente, das durfte Victor dem Manne auch nicht verhehlen, der sich im Herzen für einen Patrizier hielt und noch lieber von seinen Mitbürgern für einen solchen gehalten wurde.

So im Handumdrehen würde dieser Herr Papa nicht Ja und Amen sagen. Es würde eine heisse Stunde werden im Kontor gleich rechts über der alten Treppe mit dem schmiedeeisernen Geländer. Wer weiss, ob er sich nicht

daran festhalten musste, wer weiss, wie er die knarrenden dunklen Stufen hinunterschritt zu seiner Betti, die sich nicht beim ersten Besuche hätte mit hinauftrauen dürfen, denn Ueberraschungen waren in solchem Hause ein- für allemal verboten. . . .

An den protzigen Onkel und die ganze steife Sippschaft wollt' er vorderhand gar nicht denken. Was ging ihn diese Sorte bornierter Provinzialen an, wenn er sein Glück machte?

Aber ob sie Betti nicht das Leben verdriesslich machen möchten, das war eine andere Frage, die ihr zukünftiger Gatte doch wohl beantworten musste;

Nein, in der Heimat war's nichts mit dem Nestbauen, das sah er schon ein. . . . Aber er hatte auch gar kein Verlangen danach, zwischen den eingerosteten Spiessbürgern seine junge Häuslichkeit zu begründen. Nein, er wollte hinaus mit dem munteren Weibchen in die weite Welt, wo er sich schon irgendwo ein behagliches Plätzchen zu finden getraute.

Was Victor Hansen überhaupt sich nicht Alles getraute! Ei der Tausend! und vollends, wenn die Liebe die Lokomotive seines Willens heizte!

Mit dem Studieren freilich war's nun allerdings nichts . . . dazu war er, genauer betrachtet, doch zu alt und zu . . . na ja, zu verliebt.

Sein Vater hätte es ja schon vordem lieber gesehen, wenn er Kaufmann geworden wäre, wie er einer war.

Wie der? . . . . Nein, im väterlichen Kontor, neben dem gewissen Stehpult am Fenster würd' es nun nicht geschehen. Aber draussen, drüben, ja weit drüben über der See, wo man früh Geld verdienen könnte, viel Geld mit einiger Willenskraft und Ausdauer. Und die würde er haben, ja, das fühlte er. An Empfehlungen konnte es dem Sohne eines Victor Hansen sen. nirgends in handeltreibender Welt fehlen. Von seiner Verheiratung brauchte Väterchen vorderhand nichts zu wissen. Warum den etwas vorurteilsvollen, etwas altmodischen Herrn ohne Not kränken?

Drüben achtete kein Mensch darauf, ob seine Lebensgefährtin Hinz oder Kunz hiesse, wenn sie sonst liebenswürdig und ehrbar wäre, und das war sie.

Am klügsten däucht' es ihn, erst drüben zu heiraten, kurz eh' er in die sichere Stelle einrückte. . . . . So gab's hüben und drüben kein Gerede. Er konnte glücklich werden nach Herzenslust. Und kam er nach Jahren als gemachter Mann wieder einmal in die Heimat zurück, dann brauchte sein braves bewährtes Ehegemahl nicht mehr unterhalb der schwarzen Treppe in Angst und Demut zu kauern und zu lauern, bis er nach hartem Kampf ihr eine halbe Verzeihung und eine halbe Duldung aus dem Kontor herunterbrachte, sondern die Treppe war bekränzt, und sein eigener Vater, der die Schwiegertochter am Thor empfangen hatte, führte sie stolz an seinem Arm empor.

Da hatt' er's ja ausgedacht, wie's gemacht werden musste! Er sagte

Bravo dazu, nahm den heissen Kopf aus den nun auch heiss gewordenen Händen und wünschte nur, dass Wendelin Gruber endlich käme, um rasch Alles klipp und klar zu stellen, sein Geld einzustecken und dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

Er hatte doch Geld bei sich? Er fühlte nach seiner Brusttasche. . . . .

Ja, da war's. Freilich nicht so viel, als Wendelin beanspruchen würde. So viel war in der Brieftasche eines fahrenden Schülers, der er noch war, nicht gleich zu finden. Aber es war ihm nicht bang, als Sohn seines Vaters so viel aufzutreiben, als er in Gottes Namen haben musste.

Nachher werde er die Sache schon in's Reine bringen. Knauserig war Papa nicht, und er verstand's, den Alten bei seinen schwachen Seiten zu packen, davon der Mann wohl einige hatte, der sich durchaus für einen Patrizier hielt.

Also beruhigte sich Victor Hansen mit Gedanken, die ihm praktischen Wert zu haben schienen, und trank

Bier dazu. Zuleima zündete über ihm das Gasflämmchen an.

Wenn nur der verdammte Wendelin endlich käme . . .

Aber der kam nicht.

Victor fragte des Öfteren die Kellnerin, ob sie keine Ahnung davon hätte, was Jener ihm sagen wollte.

Die Antwort war: „O na, es wird net viel G'scheit's g'wesen sein!“ und sie lachte geringschätzig.

„Warum glauben Sie das, Zuleima?“

„Er hat nicht danach ausg'schaut.“

„Meinen Sie nicht, ich sollte hinaufgehen und fragen, was er wollte?“

Das dralle Frauenzimmer blieb staunend vor ihm stehen und rief: „Jetzt, bei sinkender Nacht? . . . . . Ja, wenn Ihnen d'rum z' thun is, einen Mordspectakel anzufangen, dass das ganze Haus rebellisch wird und d' Frau Betti noch sicher eine Tracht Prügel kriegt, dann können Sie's schon thun.“

Victor senkte vor diesem Bilde die Stirn. Die bäurische Unschuld mochte ihre Hausgenossen vielleicht richtiger

beurteilen als er. Dem tückischen Böhmen war's schon zuzutrauen, dass er ihn nur in eine Falle locken und sein Weib in augenscheinliches Unrecht setzen wollte. Zuzutrauen war Jenem Alles. Hatte er doch laut genug Rache geschworen . . . . . Nein, Victor musste jedes Aufsehen vermeiden, das war auch Bettis ausdrückliches Gebot.

Aber hart war dieses Harren mit übervollem Herzen und den fertigen Plänen für die Zukunft . . . . Und Wendelin kam noch immer nicht.

Wir Anderen traten zur gewohnten Stunde ein. Victor hatte wenig Gehör für uns. Das fiel Niemand auf, denn er war notorisch bis über die Ohren verliebt und galt uns schon darum für einen ausgemachten Narren, der niemals einen richtigen Studenten abgeben werde. Von uns zweifelte lange Keiner mehr, dass er in jeder Faser Kaufmann sei und sein Bleiben nicht lang unter uns dauern werde. Aber er war ein anständiger artiger Jüngling, der die Welt nicht mit verbunde-

nen Augen gesehen hatte, und darum nach wie vor in unserem munteren Kreise gern gelitten. Heut Abend war er wortkarg und guckte immer nach der Thür.

Es trat aber Niemand, den er erwartete, über die Schwelle; so hielt er's schliesslich nicht zu lang aus und ging auffallend traurig und niedergeschlagen früher als die Anderen weg, die nicht müde wurden, von der kleinen Baronin zu erzählen.

„Was er nur hat?“ fragte Einer den Andern.

„Ja, die Liebe! . . .“ Und wir lachten und stiessen mit vollen Gläsern an.

Am andern Morgen mit der ersten Post kam zu Victor Hansen ein Brieflein seiner Angebeteten.

Es trug den Poststempel vom vorigen Abend und war offenbar noch gestern, bald, nachdem sie vom Kirchhofsbesuche heim gekommen war, aufgegeben worden.

Nur die Adresse war wohl in einem

Laden oder auf dem Postamt mit Tinte

geschrieben worden, der Inhalt des Zettelchens selber mit Bleistift, aber mit grossen deutlichen Buchstaben, und lautete also:

„Geliebtes Herz, komm' morgen sicher um die Dämmerung in's „Hotel Köpf". Ich hab' Dir viel zu sagen. Sobald es dunkel sein wird, kannst Du mich besuchen. Ich werde Dir ein Zeichen geben. Ich mein', ich hätte Dich nie so lieb gehabt, wie heute. Ich bin ganz krank vor lauter Sehnsucht nach Dir. Wenn's nur schon morgen wäre! Gelt ja, Du kommst gewiss zu Deiner treuen Betti."

Victor war wie trunken von dem Briefchen, das er bis Mittag wohl mehr als ein dutzendmal gelesen hatte. Es freute ihn dabei noch besonders, dass im ganzen Schriftstückchen kein einziger orthographischer Fehler zu finden war. Er war ordentlich stolz darauf. Ja, ja, die Münchener Frauenzimmer! Und die netteste süsseste herzigste von Allen war sein, heut Abend ganz gewiss sein und für immer.

Der Tag dünkte ihn entsetzlich lang, er kaufte dies und das ein für sich, für Betti, für Cilli. Er kramte seine Sachen zusammen; er packte sogar einen Handkoffer für alle Fälle, überzählte seine Barschaft und steckte alles Geld, was er hatte, zu sich. Man konnte nicht wissen. Essen mocht' er nur wenig. Trinken wollt' er nicht viel. Es trieb ihn ruhelos von jedem Stuhl auf. Er verglich immer wieder seine Taschenuhr mit den Thurmuhren . . . Sehnsucht schnürte ihm die Kehle zu. Er las immer wieder den ersten und einzigen Brief der Geliebten . . . . aber dieser beschwichtigte die Sehnsucht nicht, er goss nur Öl in's Feuer.

Und auf einmal ward es doch Abend . . . . . schneller als er es gedacht hatte. Ein Blick nach dem Thurm der Theatinerkirche überzeugte ihn, dass die Stunde nahe war, da laut Kalendervermerk die Sonne unterzugehen hatte.

Er sass schon im „Hotel Köpf“,

noch eh' es dämmerte, und liess sich, um ja recht arglos zu erscheinen, von Zuleima ein Glas Bier und die Zeitung geben. Zum Lesen freilich fehlte ihm denn doch die Ruhe.

Wozu auch lesen? Wo immer sein Auge auf's bedruckte Papier fiel, stand etwas von der Cholera. Vorn ein amtlicher Bericht, hinten Todesanzeigen, in der Mitte Erzählungen verschiedener kleiner Thatsachen mehr oder weniger haarsträubenden Charakters.

Er schob das Blättchen weit von sich in den Tisch. Nichts davon heute! Nichts davon! Freudige Bilder und gute Gedanken nur sollten seine Seele füllen, die in Erwartung der Geliebten zitterte.

Er erinnerte sich nicht, je im Leben in solcher Aufregung geschwebt zu haben.

Er hörte ordentlich sein Herz klopfen. Es war so merkwürdig still um ihn herum geworden. In der Wirtsstube war nichts Lebendiges ausser ihm. Selbst die etlichen müden Fliegen,

die hin und her über die Tischplatte gekrochen waren, ohne etwas zum Annagen zu finden, hatten sich verzogen. Köpf war nicht daheim, und auch Zuleima hatte seit einer Viertelstunde sich nicht blicken lassen. Sonst hörte man sie doch in Küche oder Schänke rumoren.

Auch die Strasse war wunderlich leer, leer und düster. Sonst gingen doch immer Leute vorüber. Besonders um Feierabendzeit. Heute nur ein schattenhafter Mann mit langer Stange. Der Laternenanzünder, der jetzt auch am Nebenhause die Gasflamme auflodern machte.

Silberweiss erschienen die zwei Vierecke der Fensterbehänge, und in die trübe Bierspelunke fielen von draussen her über Tisch und Fussboden abgegrenzte Lichtflecken.

Jetzt war die Zeit, wo er zu Betti kommen sollte, wo er sie endlich umarmen durfte . . . . . Warum erschien sie nicht, ihm zu winken? Warum kam keine Botschaft, kein Zeichen von ihr? . .

Hastige Schritte auf dem Gange . . . die Thür fliegt auf . . . in der nächsten Minute, noch ehe Victor selber an's Aufspringen denkt, steht Wendelin Gruber dicht vor ihm, mit beiden Fäusten in den Tisch gestemmt, den Oberkörper vor und rückwärts wiegend — ob mit Willen oder unbewusst, kann Victor nicht gleich entscheiden.

Im ersten Augenblicke schien's ihm nicht anders, als wehte ein Wind der Leidenschaft seinen Gegner mitsamt seinem Geigenkasten widerstandslos zur Thür herein.

Dieser sank mehr auf den Stuhl ihm gegenüber, als dass er sich setzte.

Da sass er nun zum Greifen nahe. Das Futteral mit dem Instrumente lag zwischen Beiden etwas zur Seite geschoben. Die knöcherige Faust des Musikanten klopfte ungebärdig in den Tisch, als wollte sie zuerst reden, ehe die Zunge Sprache gewann. Aber in die Augen kam mit jeder Sekunde mehr Leben und Zorn.

„Was wünschen Sie von mir, Herr

Gruber?“ fragte Victor, dem das unheimliche Zögern in der fieberhaften Erregung des Augenblicks zu lange währte. „Heraus mit der Sprache! Was wollen Sie?“

„Geld!“

Das war der erste Laut, der sich aus des Andern Kehle rang.

„Geld? Wofür?“ erwiderte Victor Hansen, obwohl er Mühe hatte, die jäh aufsteigende Freude zu verhehlen, die mit tausend Hoffnungen aus dem eben gehörten Wort in ihm aufloderte.

„Wofür?“ lachte der Musikant. Es war ein widerwärtiges freches Lachen. „Sie wollten mir doch meine Frau abkaufen. Haben Sie vielleicht die Lust dazu schon verloren?“

„Bei Gott, nein!“

„Nun also. Ich aber habe die Lust verloren, diese ungetreue Person noch länger zu behalten. Mögen Sie sie doch haben! Wer kann eigensinnige Weibsleut bändigen! Wer durchaus fort will, ist ja nicht zu halten. Also fort damit! ....“

Victor flutete die Freude warm durch alle Adern. Er hätte die Hand nach dem Unhold ausstrecken mögen, damit er ihm nicht entschlüpfte, bevor Alles klipp und klar abgemacht war und er sein volles Glück verwahrt und gesichert hatte. Er rief:

„Sie willigen also in die Scheidung?“

„Ja wohl!“

„Und entsagen allen Rechten auf Betti?“

„Allen Rechten und allen Pflichten. Ich will sie nie mehr wiedersehen. Ich will fort aus dieser Stadt, deren Pflaster mir unter den Füssen brennt. Fort, fort! noch heut! .... Aber ich bin ein armer Teufel. Darum, wie viel geben Sie für meinen ernstlichen endgiltigen Verzicht?“

„Was verlangen Sie?“

Es entstand eine kleine Pause. Der Böhme lauerte auf die eigene Entschliessung oder er fürchtete, zu wenig zu verlangen. Um so erstaunter war Victor, als nun der Andere sagte: „Wie viel haben Sie bei sich?“

„Das ist kein Vermögen," versetzte der junge Mann achselzuckend, denn wenn er auch Alles, was er augenblicklich an Geld besass, aus einer gewissen Vorsicht heute zu sich gesteckt hatte, so konnte er doch nicht denken, dass Jener um eine magere dreistellige Ziffer seine Rechte auf das Weib verkaufen werde, das er noch vor Kurzem um keinen Preis der Welt freizugeben beteuert hatte.

Dennoch holte er seine Brieftasche hervor, zählte den Inhalt und sagte dann etwas kleinlaut: „Dreihundertsechzig Gulden . . . ."

„Ist das wirklich Alles?"

„Ja."

„Verdammt wenig . . . . aber . . . ."

Victor, der einen Rückzug befürchtete, unterbrach ihn: „Es ist sehr wenig. Aber ich bin bereit, Ihnen Sicherheit zu geben, einen Wechsel auszustellen . . . ."

„Nein," unterbrach ihn der Andere: „Einen Wechsel? . . . . Auf Gott weiss wann oder, dass man mich einsperrt,

wenn ich ihn präsentiere? Nein, mein Lieber, Bargeld!“

„Ich habe nicht mehr hier.“

„Das weiss ich. Geben Sie 's doch endlich her in drei Teufels Namen, oder ich will vom ganzen Geschäft nichts weiter wissen. Ich hab' Eile und,“ fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu: „Ihre Liebste droben kann doch auch die Zeit nicht erwarten, bis Sie sie umarmen kommen. Also vorwärts! Her die Scheine!“

Staunend zählte Victor dem lauernden Geiger dreihundertfünfzig Gulden auf den Tisch, indem er fast beschämt die Entschuldigung hinzufügte: „Zehn Gulden erlauben Sie mir zu behalten, damit ich etwas zu leben habe, bis ich mir Geld vom Hause werde verschrieben haben.“

„Mir kommt's auf zehn Gulden nicht an,“ versetzte Gruber lächelnd. „Wünschen Sie vielleicht Empfangsbestätigung schriftlich?“

Victor Hansen kam es vor, als wäre eine Quittung von solch einem

Kerl zu verlangen für alle Fälle geraten, allein er schämte sich des ganzen Handels und wünschte nichts sehnlicher, als dieses widerwärtige Hin- und Herreden hinter sich und den elenden Gesellen nicht mehr vor Augen zu haben. Er sagte leise: „Nein.“

Der Andere hatte das Geld zusammengerafft und an der Brust geborgen. Er sprang hastig vom Stuhl auf und rief, in die Hosentasche greifend: „Ist mir auch lieber. Da haben Sie meinen Wohnungsschlüssel dafür. Ist auch eine Art Quittung. Benützen Sie ihn nur sogleich.“

Victor war in der That schon aufgestanden und langte nach seinem Hute. Der Andere lachte laut auf, raffte den Geigenkasten unter den linken Arm, sagte heiseren Tones: „Ade, Glücklicher! Auf Nimmer-, Nimmerwiedersehen!“ Und weg war er.

Victor stand einen Augenblick wie gebannt in der Stube. Fühlte er sich nicht deutlich genug aufrecht auf seinen Beinen stehen, hörte er nicht noch

13

die eiligen Tritte auf dem Gang und auf der Gasse, mit denen der Musikus sich entfernte, er hätte glauben mögen, den ganzen Auftritt hinter dem Zechtische da geträumt zu haben.

Aber er hielt ja den Schlüssel zu Bettis Wohnung in der Hand, und seine Brieftasche war leer und sein Herz war so voll.

Was zögerte er noch? .... Sie wartete. ... Weiss Gott, wie er sie finden werde nach einem Abschiede, wie ihn dieser Erbärmliche von ihr und dem Kinde genommen haben mochte!...

Der Gedanke an das Kind quälte ihn jetzt, er wusste nicht recht, warum. Er wird ihr doch das Kind nicht genommen haben. Das machte sie unglücklich mitten in grösster Freude.... Aber nein, er war ja ganz allein gegangen, und er hatte alle Rechte und alle Pflichten ausdrücklich verkauft....

All das dachte Victor Hansen nicht mehr in Köpfs Stube, sondern schon auf dem Gang und auf der Treppe, die er, im Finstern tastend und

stolpernd, so rasch das anging, hinaufkletterte.

Stiegenbeleuchtung war zu damaliger Zeit in München eine sehr seltene und, wenn sie überhaupt vorkam, recht notdürftige Einrichtung; und die Stiegen waren selbst in besseren Häusern schmal und unbequem; in solchen Baracken, wie das „Hotel Köpf“ eine war, ziemlich zum Halsbrechen am lichten Tage. Bei Nacht kam man kaum in die Höhe, ohne sich die Ellbogen an den Wänden weiss zu reiben und gewissermassen mit allen Vieren tastend sich fortzuhelfen.

Victor Hansen war in seiner ungestillten Sehnsucht so manchesmal heimlich hier heraufgeklettert, um wenigstens eine Ahnung davon zu haben, auf welchem Treppenabsatz und hinter welcher Thür seine Liebste hauste. Eintreten hatt' er freilich noch nie gedurft. Aber er wusste Bescheid.

Als er oben zu sein glaubte, strich er etliche Zündhölzer an, um sich bei notdürftigem Flämmchen zu überzeugen

dass er den Schlüssel nicht in ein falsches Schlüsselloch steckte.

Nein; da stands auf einem vergilbten Kärtchen ans Brett genagelt:

Wendelin Gruber, Violinist.

Dass sie ihm nicht entgegenkam....

Aber sie hatte ihm ja die versprochene Botschaft geschickt . . . durch den Mann geschickt, der ihm den eigenen Wohnungsschlüssel übergeben hatte. . . . Das Zeichen genügte doch. . . . Ganz gewiss, sie harrte seiner.

Entschlossen stiess er den Schlüssel ins Schloss. Er liess sich leicht drehen, wie frisch geölt. Der helle Klang des Eisens entzückte seine Sehnsucht. Er meinte, es gerade diese letzten Minuten nicht mehr erwarten zu können, die Geliebte zu sehen, zu umarmen, zu besitzen. Hastig, wenn auch sachte, drückte er, im Finstern lächelnd, die Wohnungsthür von Innen wieder zu.

Das Herz schlug ihm fühlbar bis in den Hals.

Noch einmal strich er ein Zündholz an.

Er wusste, die Thür zu Bettis Zimmer lag dem Eingange gerade gegenüber. Wendelins Kammer war zur Rechten. Er sah, dass deren Thür offen stand, und sah, wo die Klinke zu jenem zu greifen war. Als er sie aufdrückte, löschte der Zugwind, der ihm entgegenblies, das Flämmchen in seiner Hand.

Er schloss hinter sich zu, drehte sich vorsichtig um und rief leise „Betti!“

Keine Antwort.

Schlief sie oder machte sie sich einen Scherz mit ihm?

Sie war's imstande. Er lächelte wieder und war ganz darauf gefasst, dass im nächsten Augenblicke zwei liebe runde Arme in der Finsternis ihn umhalsen würden. Nur zu! er würde nicht erschrecken. . . .

Aber es rührte sich nichts und Alles blieb still.

Das war ein dummer Spass, dachte er, aber er sagte es nicht laut, und durch seinen Kopf fuhr die Frage: wo war denn Cilli? . . .

Hatte Wendelin gelogen, als er versicherte, Betti harrte seiner schon in Sehnsucht? War sie gar nicht daheim? Wo war sie? Am Ende suchte sie ihn unten und ging wieder weg, wenn sie ihn nicht zur bestimmten Stelle fand? Sie wusste ja vielleicht noch nichts von dem geschehenen Handel.

Er musste Gewissheit haben. . . Es ward ihm auf einmal Angst. . . . Er griff sein Schächtelchen aus der Tasche, strich wieder ein Hölzchen an und hielt es leuchtend und mit ausgestreckter Hand über sich. . . .

Wieder verlöschte es der Wind, der durchs offene Fenster zog, aber bei dem kurz aufflackernden Scheine hatte er doch bemerkt, dass Betti im Zimmer war. Der Schalk! Sie lag im Bett und schlief. Sie musste fest schlafen. . . .

Mit aufbrausender Freude warf er das Zündhölzchen weg und stürzte nach dem Bette.

„Geliebte Seele, wach auf! Dein

Bräutigam ist da, und eine neue Zeit bricht an. Sei mein Weib und lass dich mit Küssen erwecken!“

Er suchte sie mit den Armen. Sie wehrte sich nicht. Er riss sie an sein stürmisches Herz und bedeckte in der Finsternis mit seinen ungestümen Lippen erst Haar und Gesicht, wohin seine Küsse trafen, und dann Augen, Stirn und Mund, mit wühlender Innigkeit....

Sie erwiderte seine Küsse nicht....

Er hielt den Atem an. . . . Sie atmete nicht.

Da ging es plötzlich wie ein Schlag durch seine Nerven. Die Gewissheit von etwas Furchtbarem überzeugte mit schaudervoller Schnelligkeit alle seine Sinne.

Es war so finster um ihn, dass er die Hand nicht vor den Augen sehen konnte, aber er wusste, was er in seinen Armen hielt, was er eben mit verlangenden Küssen überschüttet hatte, war eine Leiche. Betti war tot.

Er warf den erkaltenden eben noch so ersehnten jetzt so überaus entsetz-

lichen Körper von sich in die Kissen zurück und taumelte hastig ans offene Fenster. Der Wind blies ihm über den Nacken. Er hatte ein Gefühl in der Kopfhaut, als fielen ihm mit Einemmal alle Haare aus.

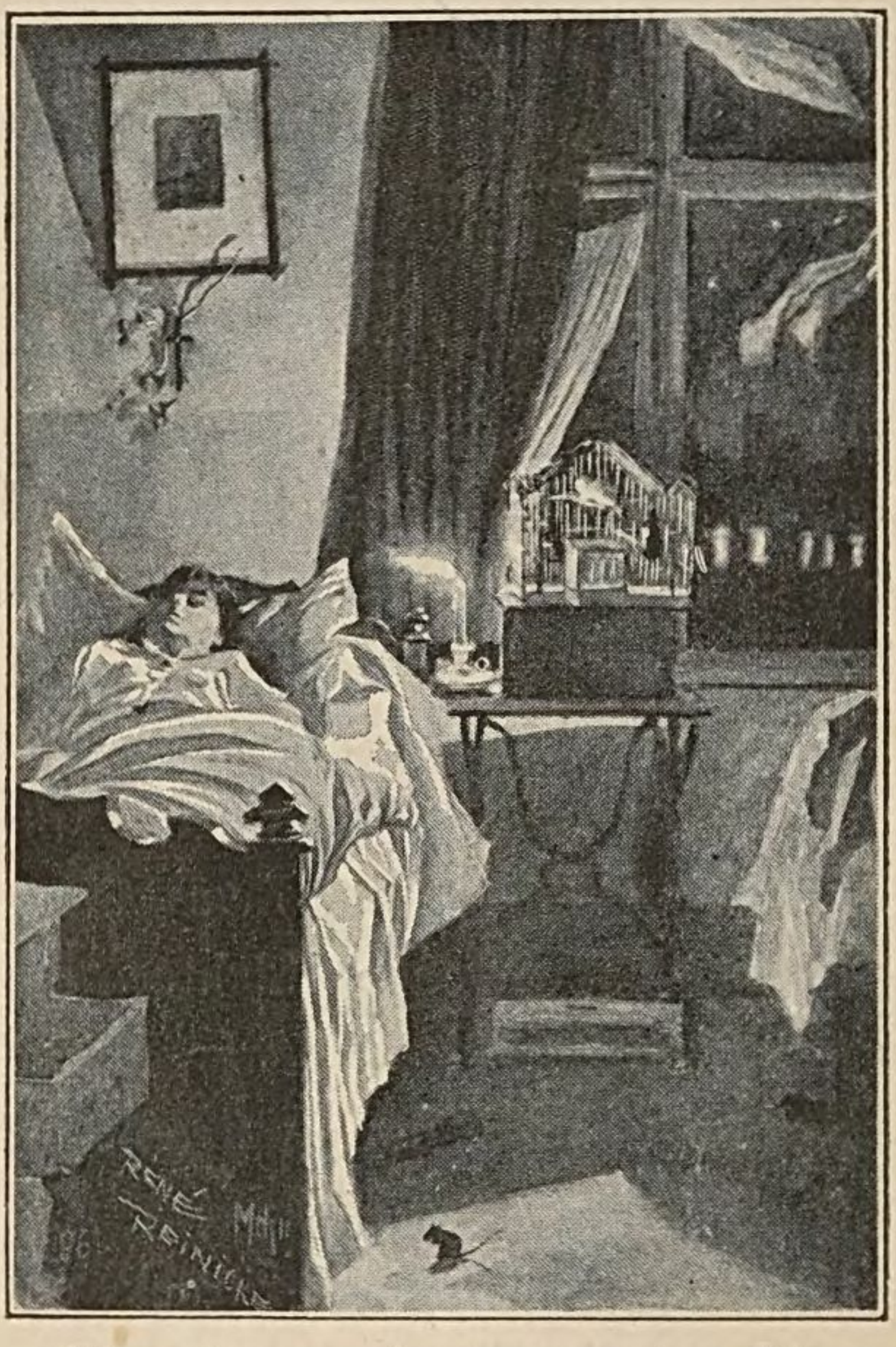
Er beugte sich weit aus dem Fenster. Er atmete in durstigen Zügen die wehende frische Luft in sich ein. Er bohrte seine Blicke ins Licht der Laterne weit unten auf der Strasse. Er erwog eine Minute lang, ob es nicht besser wäre, die drei Stockwerke hinunterzuspringen und nicht mehr vom Pflaster sich zu erheben, als sich noch einmal umzuwenden und durch diese Pesthöhle zu schreiten.

War's Einbildung, war's richtige Wahrnehmung, er fand jetzt die Luft im Zimmer abscheulich.

Da rüttelte er sich aus seinem Schaudern auf. Sei doch ein Mann, rief er sich selber zu, presste die Zähne zusammen und machte Licht.

Da lag sie in ihren Kissen. Welch ein entsetzlicher Anblick! Es zerriss

ihm das Herz. Und jetzt erst entstürzten Thränen seinen Augen, die die grauenhafte Vernichtung eines schönen Wesens langsam bestätigten



Die süssen einst so roten Lippen, waren blau, die Augen tief eingefallen, die Zähne traten hervor, die ganze Hautfarbe schien wie flüssiges Grau, die aufgelösten Haare wie aus

dem Wasser gezogen. Das . . . das war seine Betti! Betti auf dem Brautbett! . . .

Er faltete die Hände. Er wollte beten . . . die Gedanken versagten ihm, die Knie wankten. Noch etliche Minuten länger, und er brach hier nieder. Er wollte nicht hier ohnmächtig liegen, wer weiss, wie lange. Darum nahm er alle Willenskraft zusammen und mit einem letzten Blick nach der Entseelten schleppte er sich hinaus.

Die Kerze flackerte ihr zu Häupten im Luftzug, und die Bewegung des Flämmchens spielte auf dem blassen Leichengesicht irrende Lichter hin, dass es dem Scheidenden war, als bewegten sich sachte die einst geliebten Züge.

Er ging noch einmal zurück und betrachtete die Tote genau. Er legte ihre Hände kreuzweis über einander. Die Augen brauchte er nicht mehr zu schliessen.

Und nun jagte es ihn hinunter. . . .

In der Gaststube des „Hotel Köpf“ ging es schon laut und lustig her. Doch wir Alle schwiegen, als wir den Mann des Entsetzens hereinwanken und auf dem nächsten Stuhl zusammenbrechen sahen.

Alles bemühte sich um ihn. Ärzte waren ja vier oder fünf anwesend.

Man brachte zunächst nicht mehr aus dem Halbohnmächtigen heraus, als dass Frau Betti Gruber droben in ihrer Wohnung an der Cholera verstorben in ihrem Bette liege. . . . Dann bat er dringend um Waschwasser.

Zwei von den Ärzten gingen hinauf, Köpf mit Licht voran.

Jene konstatierten alsbald den Tod als Folge der asiatischen Seuche. Köpf steckte eine frische Kerze in den Leuchter, öffnete das Fenster in seiner ganzen Weite und holte von drunten hinter dem Krucifix die beiden Zweige mit den Weidenkätzchen von der letzten Charwoche hervor, sie in ein Wasserglas neben das brennende Licht zu stellen.

Unten hatten sie mittlerweile Victor Hansen mit Branntwein zu stärken versucht. Er verlangte nach Hause. Er fühlte sich krank, und einige von den anwesenden Ärzten hielten es für gar nicht unwahrscheinlich, dass auch er bereits von der Seuche angesteckt wäre.

Zwei oder Drei geleiteten ihn heim und wollten ihn zu Bette bringen. Er ging voran, um aufzuschliessen.

Als er den Freunden voraus ins Zimmer leuchtete, sah er Cilli auf seinem Bette liegen und fest schlafen. Ihre Schühchen standen wohlgeordnet neben einander unter dem Stuhl. Sonst hatte sie nichts abzulegen gewusst. Er konnte mitten in der Nacht nicht fragen, wer sie gebracht hätte, oder ob sie allein gekommen wäre und wann. Es war ihm auch gleichgiltig. Er spürte nur, wie ein Gefühl unwiderstehlicher Rührung und tieftraurigen Glücks ihn überrieselte und auf die Kniee niederdrückte. Er barg sein Gesicht ins Bett, darauf das Kind schlief, und weinte sich aus.

Dann raffte er sich auf und entkleidete mit sachten Händen die schlafende Cilli. Sie musste lange gewartet haben, die arme Waise in ihrem hilflosen Jammer, denn sie erwachte auch nicht, da sie die drei Männer aus den Kleidern schälten und ordentlich ins Bett legten.

Sie atmete tief auf, und wie ein fragender Hauch kam es von den Lippen der Unbewussten, das gewohnte Wort: „Mama!“

Victor verhüllte das Angesicht bei diesem Ton, der ihm durchs Herz schnitt, dann warf er ein Kissen aufs Sofa und sank darauf ohne weitere Umstände.

Die beiden Mediziner entkleideten und bedeckten auch ihn auf dieser ungenügenden Ruhestatt. Sie rieten, er sollte doch lieber das kurze Mädel aufs Sofa und sich ins Bett legen, da er möglicherweise nach solcher Aufregung und Gefahr recht krank werden möchte.

Er lehnte allen guten Rat und jede

Zumutung, sich jetzt noch einmal aus seiner Lage zu erheben, entschieden ab.

Die Ärzte konstatierten an seinem Puls, dass er ein Fieber habe.

Aber das war ja erklärlich. . . .

In der That ging Victor Hansen, nachdem er elf Stunden wie ein Stück Holz geschlafen hatte, am andern Tag allen Pflichten, die der plötzliche Tod der Geliebten ihm auferlegte, stramm und eifrig nach.

Zwei Tage später folgten wir ihm auf den Friedhof, wo er seine unglückliche Braut bestattete.

Er ging, die kleine Cäcilie in Trauerkleidern an der Hand, zunächst hinter der Bahre.

Eine Woche später verliess er München und nahm das Kind mit nach seiner Heimat.

Kurze Zeit darauf erlosch endlich die schreckliche Landplage und wir verliessen das „Hotel Köpf“, um nie wieder in der bäurischen Spelunke einzukehren.

Von Victor Hansen und seinem angenommenen Kinde haben wir nie wieder etwas gehört.

Er war uns doch nicht mehr, als eine flüchtige Wirtshausbekanntschaft. Er hatte nur die Stunden, die ihm sein Liebesverhältnis frei liess, mit uns zugebracht, und auch diese nur in halber Geistesabwesenheit, mehr mit der entfernten Geliebten als mit den um ihn sitzenden Tischgenossen beschäftigt. So kam es, dass trotz aller Teilnahme an seinem grausigen Geschicke doch keiner ihm Briefe nachschrieb. Und er wird, von anderen Sorgen und Hoffnungen erfüllt, erst

recht nicht daran gedacht haben, uns über seine ferneren Schicksale zu unterrichten, die uns ja weiter nichts angingen.

So vergassen wir mit den anderen Schrecknissen jener Leidenszeit auch das Abenteuer des langen Memelers, der durchaus eine Münchner Liebschaft hatte haben wollen. Und auch die Erinnerung an die kleine Cäcilie Gruber ging uns aus dem Sinn. Hatten wir doch das Kind nur einigemale gesehen.

Mir kam das Mädel unerwartet wieder ins Gedächtnis, als ich zwölf Jahre später auf meiner Hochzeitsreise, meine junge Frau am Arme, durch die liebe Vaterstadt schlenderte und ihr alle die Stätten wies, wo ich vordem in Sturm und Drang mein Wesen getrieben hatte.

Auch das „Hotel Köpf“ wollt' ich meiner Liebsten weisen und ihr dazu die Geschichte erzählen, die ich eben euch berichtet habe. Aber wie ich mich in Positur setzte vor der alten

Baracke, da fand ich zwischen Tischler und Klempnerladen auf dem höckerigen Pflaster schon zwei andere Menschen stehen, die unanzweifelbar auch ein Hochzeitspaar auf Reisen darstellten und das schmale „Hotel Köpf“ mit grossen Augen betrachteten. Es schienen schlichte Leute aus der Provinz zu sein, die kreuzvergnügt ihren ersten Ausflug in die weite Welt machten. Sie sprachen nordöstliches Deutsch. Umsomehr fiel es mir auf, als die blutjunge Frau zu dem staunenden Gatten sagte: „Ja, ja, Schatz, in diesem Häuschen hab ich meine ersten Kinderjahre verlebt. . . . Ach, Gott!“

Sie seufzte auf einmal wie pflichtschuldig trübselig mitten im bewussten Glück. Mich betraf die Rede so sehr, dass ich das hübsche Gesicht der fremden Frau verblüfft anstarrte, bis sie sich entrüstet abwendete und den Gatten, der nicht übel Lust zeigte, mich wegen Unverschämtheit zur Rede zu stellen, fortzog.

Ich stand wie festgewurzelt und

starrte ihr nach. Meine Frau wusste nicht, was ich hatte. Da kehrte Jene im Weiterschreiten noch einmal das Gesicht nach mir um. Aber es war kein Gram mehr darin, sondern es lachte und nickte Einem im Übermute der Jugend und Hochzeitsfreude lachend zu. Auch der Gatte lachte und lüftete den Hut.

Ob es wirklich Cäcilie Gruber war, ich kann 's nicht beschwören, aber ich glaub' es. Das Alter stimmte. Die junge Frau sah aus wie achtzehn Jahre. Auch die Augen erinnerten an die der Mutter Betti. Ob auch die Gesichtszüge? Wie hätt' ich das nach zwölf Jahren noch bekräftigen mögen!

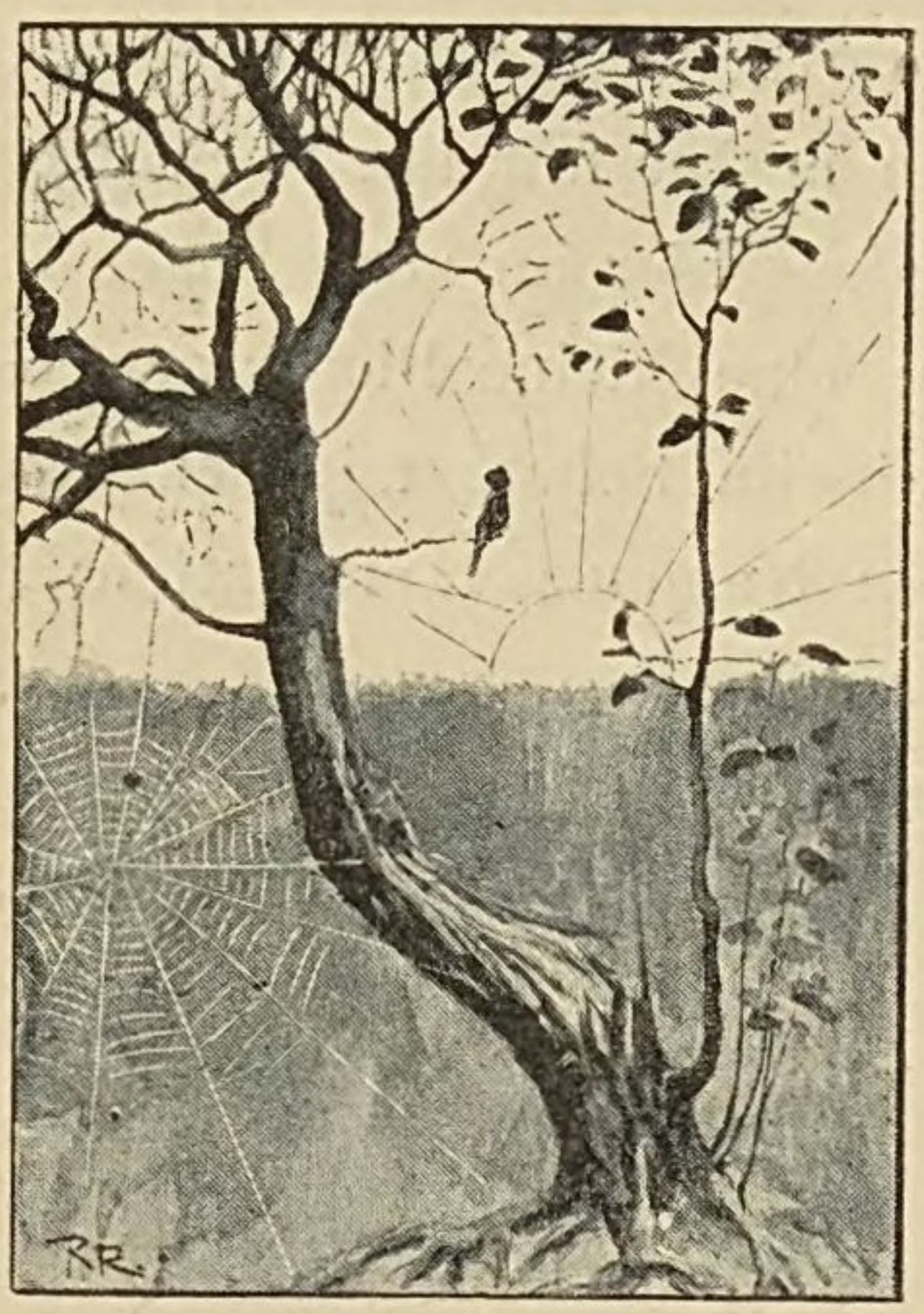
Eine Sekunde meint' ich, ich sollt' ihr nacheilen und sie fragen. Aber das wäre leicht übel gedeutet worden, wenn es nicht Cilli war. Und wenn sie's war, wer weiss, ob es ihr gerade sehr angenehm gewesen wäre, von einem Zeugen jener Zeit ausführlich daran erinnert zu werden. So ging sie lachend unbehelligt hin. Ich

wünschte ihr alles Glück auf den Weg!

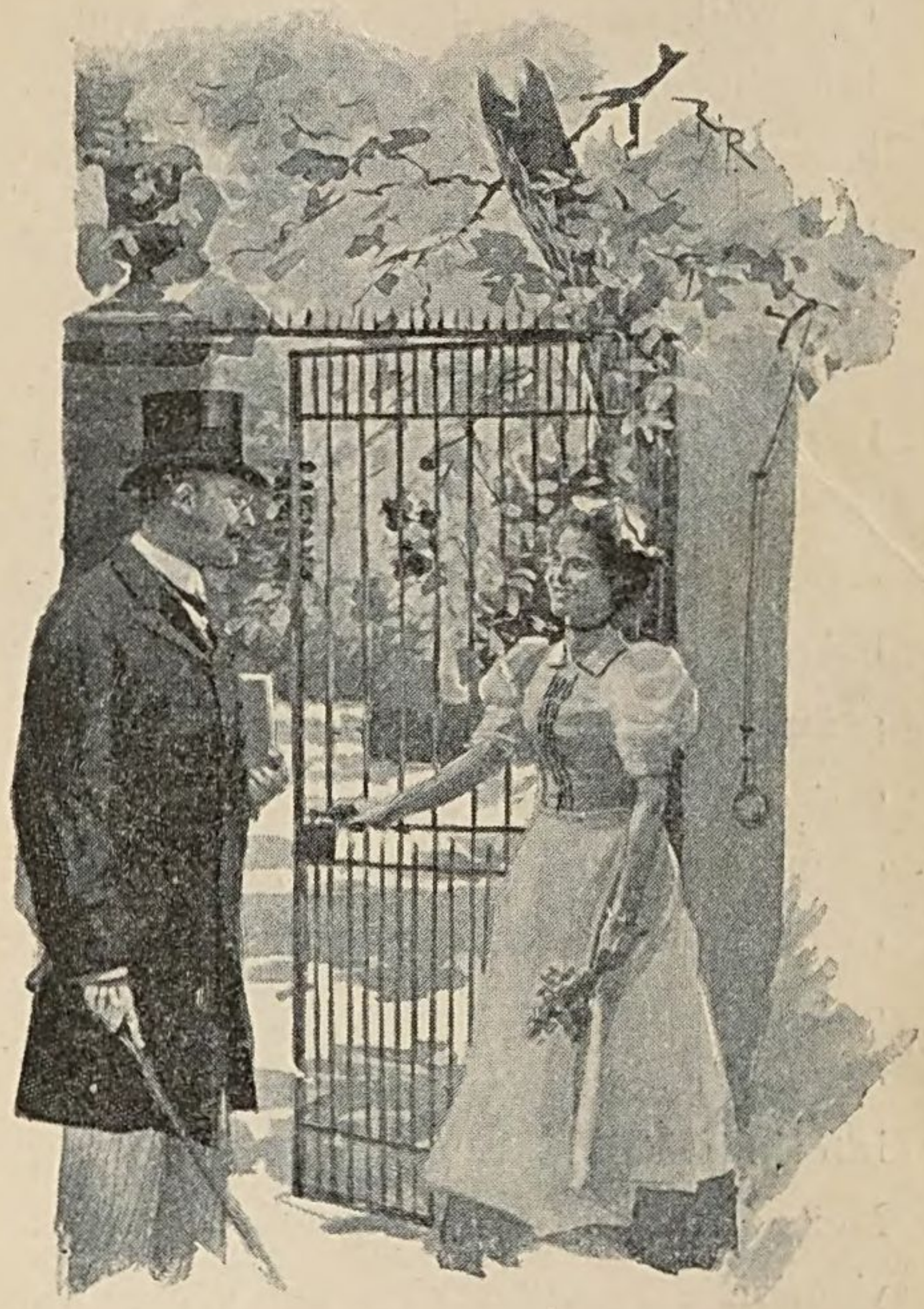
Noch etliche Jahre, und die Gegend verwandelte sich.

Von den Leuten, die heute durch die stattliche Maffeistrasse wandeln, wissen ausser mir nur noch ganz Wenige, dass hier im alten engen Fingergassel eine kleine Bierbaracke stand, die wir im Scherz mit dem hochtrabenden Namen getauft hatten: „Hotel Köpf.“

B. $\frac{18.\ II.}{19.\ III}$ 94.


RR.

Uebereilte Werbung.



„Sind die Damen zu Hause?“ fragte mit freundlichem Lächeln Heinz von Rohnstetten das Kammerkätzchen der Sebastiani, das ihm wie zufällig an der äusseren Gartenthüre von Kienau begegnete und dem jungen Herrn durch

diese Zuvorkommenheit das Anziehen des weit an den Johannisbeerstauden hingebogenen Klingeldrahtes, sowie längeres Warten auf den Erfolg dieser nicht immer gelingenden Thathandlung ersparte.

„Aber versteht sich ja von selbst, Herr Landrat," lautete die Antwort der artigen Zofe, und mit diesem Bescheid hatte sie mehr Recht, als in der beigefügten Anrede, denn der edle und gestrenge Herr von Rohnstetten, der erst vor ein paar Jahren das Assessorexamen bestanden hatte, war noch gar nicht Landrat, sondern vor der Hand nur mit der kommissarischen Führung der landrätlichen Geschäfte des Kreises interimistisch betraut, wenn schon kein Mensch daran zweifelte, dass der provisorische Zustand sich demnächst in einen definitiven verwandeln werde. Aber der selbe Herr von Rohnstetten kam jeden Montag, Mittwoch und Freitag nach Kienau herüber, um die drei Töchter des Hauses Sebastiani, denen in ihrer lieblichen Schlossabgeschieden-

RENE
REINICKE

heit nur wenig Quellen höherer Bildung flossen, in Geschichte, Kunstgeschichte und Ästhetik zu vervollkommnen. Die drei Töchter nicht so fast, aber doch die zwei älteren, denn Irmgard mit ihren vierzehn Jahren war trotz der Sorgfalt ihrer unanfechtbar tüchtigen Miss Winchell für so hohen Unterricht noch nicht genugsam vorbereitet. Sie durfte jedoch in den Litteraturstunden zuhören, während auf die sechzehnjährige Helmtrudis und die neunzehnjährige Dietlinde sich die landrätliche Weisheit in vollem Strom ergoss.

Rohnstetten, der sich in der stumpfsinnigen Gesellschaft seines Landratamtes zum Verzweifeln langweilte und den Umgang mit so schön bezopfter jugendlicher Weiblichkeit dem Skatvergnügen und der Logenbrüderlichkeit sämtlicher Honoratioren seines Kreises weit vorzog, war der tägliche Eintritt in die behagliche *casa Sebastiani* schon das Opfer etlicher Stunden und etlicher Rekapitulationen einst lieb gewesener Studien wert. Mehr

wert, als Mancher auf den ersten Anblick glauben mochte Denn Rohnstetten war, trotz seiner guten Herkunft, in den letzten zehn Jahren seines Lebens des Umganges mit edler Weiblichkeit allzu sehr entwöhnt worden. Weder in der kleinen Universitätsstadt, wo er seine Studien absolviert, noch in den öden Nestern des Nordostens, wo er seine praktische Ausbildung errungen, hatte er zu intimerem Familienverkehr Gelegenheit gefunden, so dass ihm der neue Posten neben anderen Vorzügen auch mit diesem wahrhaft gesegnet erschien. Und da hinwiederum der alte Sebastiani, ein seinen Geschäften lebender Witwer und Grosskaufmann, dessen Familie trotz des exotischen Namens seit unvordenklichen Zeiten in der nahe gelegenen Handelsstadt angesessen war und dort zu den Patriziern gezählt wurde, gegen den regelmässigen Besuch eines von angesehenen Eltern stammenden und mit den günstigsten Aussichten auf baldige Beförderung ausgezeichneten Mannes

schon vom Standpunkt eines Dreitöchtervaters nichts einzuwenden hatte, so war die Lage der Dinge bereits zu Anfang unserer Geschichte zu nichts weniger als einem tragischen oder überhaupt einem Konflikte zugespitzt, was eben die kluge Helene mit ihrem „Aber versteht sich ja von selbst, Herr Landrat," ebenso schnippisch wie verbindlich beim Eintritt in den Garten und in unsere Novelle anzudeuten sich erlaubte.

Herr von Rohnstetten war über diese mit tiefem Knix und verständnisinnigem Lächeln vorgebrachten Worte des hübschen Zöfchens auch keineswegs erbost. Er musste sogar, wenn auch in den Grenzen seines Standes und seiner Würde, ein ganz klein wenig mitlächeln. Und in der Erwägung, dass bei seinen redlichen Absichten eine vertraute und ergebene Seele im Hause der Angebeteten nie zu viel wäre, hielt er es für angemessen, dem dienstbaren Wesen mit drei landrätlichen Fingern die Backen zu streicheln, ehe er mit der

Versicherung: „Sie sind ein braves gutes Mädchen, Helene!“ gnädig an ihm vorbei ging.

Die Kammerjungfer errötete zunächst bis unter die Wimpern, die sie sittig niederschlug. Dann, als sich diese wieder hoben und die Augen den lehrbeflissenen Mann immer längere Schritte machen sahen, zuckte Helene die Schultern und schüttelte den wohlfrisierten Kopf, als könnte sie nicht umhin, dem taktischen Verfahren ihres Gönners Misstrauen und Bedauern auszudrücken.

Heinz Rohnstetten aber hatte das dralle Mägdlein vollständig hinter sich gelassen, während er zwischen langem Gras und buschigen Haselstauden nach dem Gutshof hastete, als würde ihm, wenn er sich verspätete, jede Minute vom Lohn abgezogen.

Sein Lohn? Lächerlich! Was war denn sein Lohn? . . . Seit nahezu drei Monaten machte er nun jeden anderen Werkeltag diesen Weg von der Stadt nach dem Landsitz der Sebastiani und

sass zwei geschlagene Stunden vor diesen Engeln, die ihm mit drei Paar strahlenden Augen auf den Mund sahen, und dozirte sich diesen Mund schief über Doktrinen, davon er genau genommen nicht viel mehr verstand als jeder andere halbwegs gebildete Sterbliche, während er am liebsten Bücher und Atlanten in die Ecke geworfen und den höchsten der drei Blondköpfe mit beiden Händen gefasst und ihm auf den süssen Schnabel zugesagt hätte: werde meine Frau Landrätin, und die ganze lehrhafte Komödie hat ein seliges Ende. Amen!

Ja, warum that er nicht so und fragte nicht, was ihm längst auf der Zunge sass? . . . Warum? Weil er nicht wusste, wie fragen, und, so zuversichtlich und dreist er den Männern gegenüber war, vor diesem holden blonden Jungfräulein umsonst nach zwingenden Worten suchte.

Heinz Rohnstetten überraschte sich in diesem Augenblick mit der Wahrnehmung, dass er unterwegs unwill-

kürlich stehen geblieben war und mit zählenden Fingern eine unreife Johannisbeertraube betastete, als könnt' er von der noch gelblichen Frucht Antwort abklauben oder als wär' ihm jede Verzögerung vor der Entscheidung recht.

Unsinn! Wenn er vom Vater und der Familie nicht gern gesehen würde, hätte man ihm dann die Bequemlichkeit täglichen Verkehrs und unbeschränkte Vollmacht, in die blonden Köpfe nach Belieben hineinzureden, verstattet? Und ohne sich auf Menschenkenntnis und Unwiderstehlichkeit etwas einzubilden — dass er keinem der süssen Fratzen zuwider war, das sah er allein, das sah ein Blinder, das sah selbst die dienstbare Helene — sonst würde sie nicht so reden . . . . .

„Frau Landrat" klang auch nicht schlecht . . . .

Ja, ja, all' gut! Aber er wollte sicher gehen, und er hatte seine Erfahrungen, so jung er war.

Eigentlich nur eine Erfahrung. Aber die war lehrreich.

Er hatte schon einmal geliebt und schon einmal geworben. Unter ganz ähnlichen Umständen. Alles glatt und verheissungsvoll. Kein Wölkchen am Himmel, kein Stein im Wege, Niemand dagegen und Alles dafür . . . . . und war doch abgeblitzt. Aber schon abgeblitzt in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Er wusste heute noch nicht warum und stünde vor dem unbegreiflichen Ergebnis redlicher Bemühungen wie vor einem unlösbaren Rätsel, wenn ihm nicht der eigene trockene Vater jener Angebeteten gesagt hätte: „Sie haben sich eben übereilt. Man schüttelt die Früchte nicht von den Bäumen, ehe sie reif sind.“

Das hatte sich fest in sein Gedächtnis geprägt, das war ihm Regel und Richtschnur geworden, ob gewollt oder nicht, ob angenehm oder zuwider, er konnte nicht dagegen an. Und so oft ihm die entscheidende Frage auch an die Zähne stiess, er sah im Geist immer wieder jenen alten Herrn vor

sich den Zeigefinger heben und hörte ihn sagen: Geduld! Bei einem eigenwilligen Mädchenkopf kann eine Übereilung Alles verderben. Die Frage nach dem letzten Ja darf erst gestellt werden, wenn sie als eine Erlösung von langer Qual empfangen zu werden gewiss ist.

Diesmal wollte er sich's nicht wieder durch Ungeschick verderben! Nein, durchaus nicht! Er hatte Dummheiten genug gemacht in seinem bisherigen Leben, und im Hause Sebastiani war, wenn irgend wo, sein Glück zu finden. Das stand fest.

Ja; doch nur, wenn sie ihn liebte!

Liebte sie ihn? Das war eben die Frage, darüber ihn weder Geduld noch Ungestüm, weder Beobachtung noch Berechnung hinweghob. Dass Helmtraut und Irmgard in ihn verliebt waren, vergafft, wie eben Schulmädchen in ihren Lieblingslehrer, das war klar .. aber ob Dietlind etwas für ihn übrig hatte, ob sie, die schönste und beste und reifste, reif zum Schütteln war . . .

dafür lag nicht der geringste Beweis vor. Nicht der geringste!

Ein Glockenschlag schwamm im Winde her und verkündete, dass das akademische Viertel vor dieser Johannisbeerstaude so unnütz als unwürdig verträumt worden war. Zögerte er noch länger, dann konnten die Fräulein unter der Uhr gerne glauben, dass sie der Historiker wie der Ästhetiker heut im Stiche liesse und dass sie nicht länger auf ihn zu warten brauchten.

Da lief er den Rest des Weges und versäumte sich nicht weiter.

Derweilen aber Heinz Rohnstetten also ging und zögerte und endlich lief, haderten die drei Mägdelein mit einander um seinetwillen in der grossen Stube des ersten Stockwerks.

Irmgard, die noch kurze Kleider trug, stand am dritten Fenster und guckte hinaus ins Blaue, wo in Meilenferne die Thurmspitzen der Handelsstadt in der Sonne blinkten. Sie zog ein übers andere Mal die Uhr aus dem Gürtel — sie hatte bereits eine echte

goldene Uhr und that sich nicht wenig darauf zu Gut — und bei jedem solchen Blick auf das emaillierte Zifferblatt seufzte sie kaum hörbar und hauchte dann nicht viel lauter gegen die Scheiben: „Es ist schon recht spät.“

Helmtrudis, den stolzen Zopf zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, ein ernstes Buch mit drei Fingerspitzen der rechten Hand haltend, stand mitten im Zimmer und antwortete: „Freilich ist es spät, und es wird immer später, und nächstens bleibt er ganz weg!“

„Wer?“ fragten unisono Irmgard vom Fenster und Dietlinde von der gegenüber liegenden Wand, sich nach der mittleren Schwester umwendend.

„Wer? Wer?“ entgegnete Helmtraut. „Als ob Ihr nicht alle Beide so gut wie ich wüsstet, wen wir jeden Montag, Mittwoch und Freitag hier erwarten und wer uns in dieser idyllischen Langweile wenigstens ein paar armselige Stunden mit Geist und Gesittung vertreibt.“

„Geist und Gesittung!“ lachte Dietlinde, die in der Ecke des Zimmers vor dem Spiegel stand und sich eine Kopfbinde anlegte. „Das hast du wunderschön gesagt, Maus! Das hast du wohl von ihm! Nicht?“

„Ach was, du hast es nötig zu spotten. Wenn du ihn nicht bereits für immer vertrieben hast, so ist das ein Wunder. Wie du dich gegen den Menschen benimmst . . . . . abstossend, verletzend, mit einem Wort scheusslich! Auf Ehre!“

„Und doch kommt er immer wieder,“ höhnte Dietlinde die Schwester und fuhr noch höhnischer fort: „Dies Wunder bewirkt wohl die Liebe . . . tatata . . Die Liebe zu dir, du sanftes Herz.“

Und dann schüttelte sie sich vor Lachen. Aber es klang nicht wie eitel Freude.

Helmtraut sah mit hochgezogenen Brauen über die Achsel nach der Spottenden und versetzte mit nachdrücklichem Ernst: „Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten . . .“

„Sagt der weise Nathan," unterbrach sie Irmgard, die wieder unverwandt durch's Fenster guckte.

Aber die ältere Schwester fuhr trotzig fort vom Spiegel herüber: „Wenn doch der naseweise Backfisch nicht immer mitreden wollte! Was versteht denn so ein Kindskopf von derlei Dingen!"

Irmgard trat ihr zwei Schritte näher, beide Fäustchen in die Hüften gestemmt.

„Kindskopf? Lächerlich! Was verstehst denn du mehr oder was hast du denn vor mir voraus? . . . Dass du fünf Jahr früher als ich eine alte Jungfer werden wirst, wenn du also fortfährst, dein Glück mit Füssen zu treten, *voilà tout!* . . . . . ." Sie schwieg eine Minute, zornig abwehrend. Als dann die Augen wieder einen Blitz nach der Schwester schossen, rief sie lachend: „Aber was hast du dir denn für einen Turban um die Stirne gebaut?"

„Ich habe Kopfschmerzen und muss mir Umschläge machen."

„Vor dem Spiegel?! Atata!“

„Lass mich zufrieden, ungezogener Balg! Jedes Wort von dir thut mir in den Schläfen weh.“

„Traute!“ rief nun Irmgard und reckte den Zeigefinger lang nach der ältesten Schwester aus. „Nun schau die an. Sie legt sich auf's Sopha! Hat man je so etwas gesehen!“

Helmtraut warf das Buch auf den Tisch und sprach leise, aber mit vor Zorn bebender Stimme: „Du stellst dich wohl krank, um die Vorlesung Rohnstettens unmöglich zu machen?“

Dietlinde kehrte sich der Wand des Sophas zu und sagte: „Ich sehe nicht ein, warum wir dem eingebildeten Herrn, der die Zeit nicht inne hält, zu Diensten stehen sollen, wann's ihm beliebt. Es ist schon halb!“

„Nein, es ist erst ein viertel!“ rief Helmtraut.

„Noch nicht einmal viertel!“ wetterte Irmgard, „und wenn . . . . der Landrat hat mehr zu thun, als drei unnützen Göhren mit Litteratur und Geschichte

aufzuwarten, davon sie doch nicht mehr verstehen, als sich mit Verliebtheit reimen lässt . . . .“

„Der Herr Landrat! Hat sich was mit Landrat!“ spottete das Mädchen auf dem Ruhebett. „Vor der Hand nur Landratsverweser, Kommissar . . . haha, Fräulein Landratskommissariats-verwesersbraut! es wäre zu neckisch!“

„Dietlinde!“ rief Helmtraut und rang in der Wut nach Worten. Sie fand aber nichts Passenderes zu entgegnen als: „Dietlinde, du bist zu dumm!“

„Ach was, dumm!“ fiel Irmgard ein. „Verliebt ist sie und will's nicht Wort haben. Das ist ihre ganze Dummheit.“

Die Älteste gab darauf keine Antwort, sie führte nur beide flachen Hände gegen die Schläfen und ächzte: „Mein armer Kopf!“

„Die ist im Stande, ihn heut mit ihren eingebildeten Kopfschmerzen ein für allemal zur Thüre hinauszugraulen,“ sagte Helmtraut zur jüngsten Schwester.

Irmgard aber lachte: „Sie soll doch

hier liegen bleiben, wir aber wollen Rohnstetten einfach sagen, dass sie wegen Unpässlichkeit nicht mitthut, wir anderen Beiden jedoch grosses Vergnügen daran finden werden, wenn er die Stunden uns allein geben will. Komm!“

„Untersteht Euch!“ schrie's darauf vom Sopha her, und Dietlindens beide Füsschen stellten sich zur Erde.

Die anderen zwei Schwestern lachten laut auf. Und das zornflammende Mädchen sah jetzt wirklich zum Lachen aus, wie es unter verschobenem Kopftuch mit nassen Augen wütende Blicke nach den Schwestern schoss, während unter den Röcken, die zum Theil noch auf dem Sopha hafteten, zwei nagelneue Schuhe den Teppich stampften.

„Du bist ja so krank!“ lachte die Jüngste.

„Und mit dem notgedrungenen Umschlag auf zerrauftem Haar siehst du aus wie ein rabbiat gewordener Uhu vor der Vogelhütte, wenn's um ihn knallt und knallt.“

Dietlinde riss das Kopftuch vom Scheitel und warf es mitten in die Stube, danach sie, die Pantoffeln vergessend, die Füsse wieder auf's Sopha zog, das Angesicht ins grosse Kopfkissen drückte und sich mit beiden Händen und Polsterzipfeln die Ohren fest zuhielt.

So vernahm sie in der That nichts davon, als Irmgard jetzt, die Augen weit offen und den Zeigefinger in der Luft, ausrief: „Das ist er!“

„Weiss Gott!“ versetzte Helmtraut leise, und ein Strahl glücklicher Zufriedenheit glättete im Nu die just noch so aufgeregten Züge.

Sie atmete noch einmal, die ganze Brust erleichternd, auf, dann ächzte der Thürflügel ein klein wenig in seinen Angeln, und vor Beiden stand Rohnstetten, verbindlich lächelnd und seine Verspätung mit unaufschiebbaren Amtsgeschäften entschuldigend.

Irmgard und Helmtraut versicherten ihm hoch und teuer, dass diese Verzögerung gar nichts zu sagen hätte, und

dass im Hause Sebastiani auch nicht Alles in Ordnung wäre, indem die arme Dietlinde von unerträglicher Migräne gepeinigt würde und darum sein Lehreifer nur mit ihren vier Ohren vorlieb nehmen müsste.

Da hatten sie aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht; denn als Heinz hörte, dass sein Liebling krank wäre, stiess er verblüfft nur ein leises „Ach“ aus und sah sich im ganzen Zimmer um, ob er die Vermisste nicht entdeckte.

Zwei Schritte machte er vorwärts, dann blieb er wie gebannt stehen.

Es war wirklich ein eigentümlicher und unerwarteter, ein unvorbereiteter und gerade darum sehr lieblicher Anblick.

Dietlind hielt sich noch immer beide Ohren mit den Zipfeln des Polsters zu, in dessen Tiefe sie die nassen Augen verborgen hatte, damit die bösen Schwestern nichts davon merkten, wie ihr zu Mut wäre. Losgelöstes Haar und zuckende Schultern und die ganze

Gestalt von rückwärts gesehen, gaben ein so anmutiges Bild, dass Heinz den Schöpfer der Minute bat, sie zu verlängern.

So hatte er die Geliebte nie gesehen. Und dass er sie jetzt in einem Augenblick sah, da sie von seiner Anwesenheit offenbar nichts ahnte, in einem Augenblick unbefangener Ungezogenheit, aber auch ungezwungener Natürlichkeit .... es war ihm wie ein Geschenk Gottes, und er dankte Gott dafür, denn das Mädel gefiel ihm so unbeschreiblich gut. Er fühlte ordentlich, wie bei diesem Anblick sein Entschluss in der Brust sich stärkte.

Aber in der nächsten Minute beschlich ihn Bangigkeit, ob Dietlinde nicht etwa ernstlich krank wäre; von Mitleid und Liebe gedrängt ging er hastig zum Sopha hin und setzte sich auf einen Stuhl davor, wie ein Arzt an's Lager einer Siechen, deren Leiden abzuhelfen seine Berufspflicht ist.

Es war still im Zimmer. Und wie

es so ganz still war, mochte Dietlind meinen, dass die Schwestern sie allein gelassen hätten. Sie hob das Gesicht aus den Kissen und strich das Haar über die Stirn. Da fielen ihre Blicke in Rohnstettens besorgte Augen, und sie erschrack darob so heftig, dass alle Farbe aus ihren Wangen wich und sie einige Sekunden in allem Ernst das Bewusstsein zu verlieren fürchtete.

„Sind Sie unwohl, Fräulein Dietlinde?“ fragte Heinz mit einem so eigentümlichen Ton in der Stimme, dass Wut und Scham, die jetzt gleichzeitig in ihr aufkochten, für ein Weilchen wenigstens sich wider Willen besänftigten.

„Wo fühlen Sie Schmerzen?“ fuhr Rohnstetten fort.

Dietlinde brachte noch keine Antwort hervor. Irmgard aber, hinter seinem Rücken gedeckt, klopfte schadenfroh grinsend an ihr Backfischherz.

„Ich störe Sie wohl?“ fuhr der redlich Besorgte fort, der vergebens auf ein Wörtchen aus dem kleinen roten

Munde wartete, und er hielt sich, so wenig es ihn freute, für verpflichtet, hinzuzusetzen: „Unsere gelehrte Unterhaltung wird Sie heute wohl zu sehr angreifen. Wir können sie ja auf morgen ..... oder auf die nächste Woche verschieben.“

„Warum nicht gar!“ platzte der Wildfang Irmgard los. „Es fehlt ihr ja so viel wie nichts.“

Dietlinde biss sich auf die Zähne und schwor im Stillen Rache für solche Niedertracht, wobei der Zug verhaltenen Zornes ihr den Anschein ernsten Leidens gab, so dass Helmtraut sich getrieben fühlte, befürchtetes Übel durch die vermessenen Worte abzuwenden:

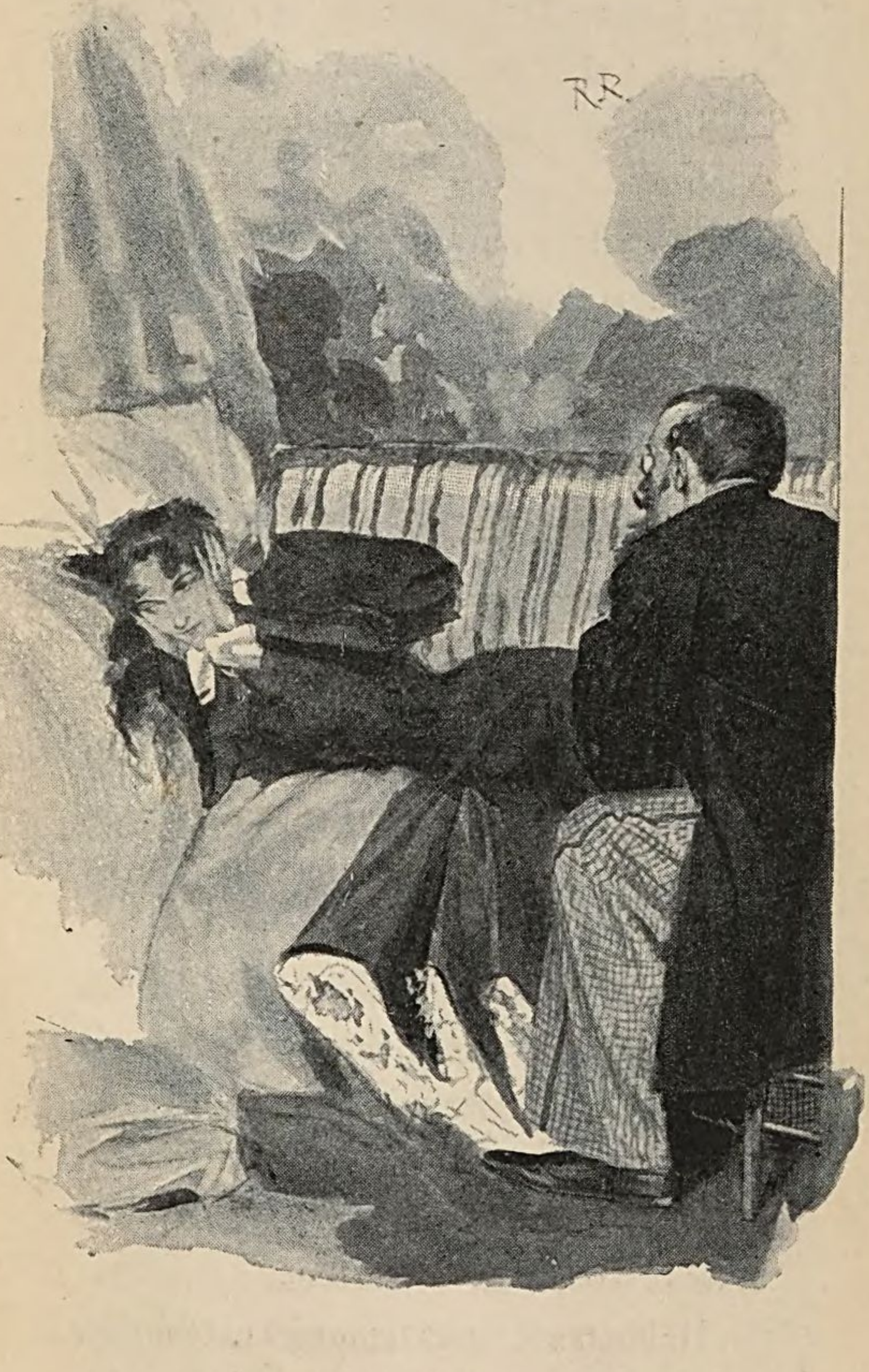
„Wenn unsere liebe Schwester heute vor Kopfschmerzen nicht zuzuhören vermag, Herr Landrat, so lassen Sie das doch uns nicht entgelten, die wir voll Lerneifer und Wissbegierde sind. Wir freuten uns sehr auf die Stunde. Wir sind so neugierig, zu erfahren, wie es Gutrun weiter gegangen ist auf

Mittelhochdeutsch. Kommen Sie doch mit in's Speisezimmer. Da sind wir ganz ungestört und stören auch Niemand, der hier Kopfweh hat. Miss Winchell erlaubt es und wird uns gern Gesellschaft leisten."

„Wozu denn nun wieder Miss Winchell bemühen!" sagte halblaut das kleine Ungetüm Irmgard. „Sie versteht ja von der ganzen Unterhaltung kein Sterbenswort."

„Um so besser!" antwortete noch etwas leiser lachend Helmtrudis und bewies dann schon nicht mehr hörbar für die andern Beiden, dass es jetzt am besten wäre, diese, die ihrer doch nicht zu achten schienen, ein Weilchen allein plaudern zu lassen.

Heinz Rohnstetten hatte in der That von dem letzten Wortwechsel der jüngeren Schwestern nichts vernommen. Er sass stumm auf seinem Stuhl, die Ellenbogen auf den Knieen, das Kinn auf den gefalteten Händen, und starrte vor sich hin zu Boden, wie ein Arzt, der neben dem Krankenbette auf den


RR.

Ausbruch der Krisis oder auf die Wirkung eines Medicaments wartet, und lauerte auf das erste Wort, das aus Dietlindens Munde hörbar werden möchte.

Er wartete darauf eine ganze Weile. Was ihm aber das Harren und Passen wesentlich versüsste, war der Anblick zweier kleinen ledigen Schuhe, die vor ihm unter dem Lotterbettlein offen und müssig standen und ihm so recht geeignet schienen, sein ganzes Glück auf Erden zu tragen.

Er hatte gar nicht gewusst, dass seine Liebe auf so kleinen Füssen stehen konnte. Er war durch diesen überzeugenden Augenschein so gerührt und baute sich in Gedanken so allerhand auf dieses Paar Schuhe hinauf, dass er sich dabei nichts weniger als ungeduldig fühlte und gern noch etliche Minuten in seiner Träumerei nicht gestört wurde, auch nicht durch ein lautes Wort der Geliebten.

Helmtraut und Irmgard hatten sich im schwesterlichen Verständniss der

„furchtbar interessanten Situation“ an die andere Seite des Zimmers, ans offene Fenster zurückgezogen und starrten in herzklopfender Erwartung auf die Beiden, die noch immer kein Wort fanden. Der Engel, der durch die grosse Stube flog, hatte merkwürdig träge Schwingen.

Das währte Dietlinden aber doch zu lang. Die Stille machte ihre Verlegenheit empfindlich drückend. Sie schlug die Augen auf, wunderte sich über den träumerisch vor sich hinbrütenden Verwaltungsbeamten und entschloss sich endlich, irgend etwas zu sagen. denn das war klar: der Mann da auf dem Stuhle machte nicht die geringsten Anstalten, das ihr peinliche Schweigen zu brechen.

„Ich muss sehr um Entschuldigung bitten, Herr Landrath,“ begann sie. „Aber Sie dürfen es nicht mir zur Last legen, wenn meine Schwestern so unzart verfuhren, Sie hier hereinzulassen, wo ich meine Migräne verdämmere.“

„So jung und schon Migräne!“ fuhr es Heinz heraus, und es klang ent-

schieden boshafter, als es gemeint war. Dietlinde stieg das Wort brennendheiss zu Kopf. Stirn und Wangen, just noch so blass, waren nun wie mit Blut übergossen. Sie schämte sich jetzt bitterlich, dass sie wie ein Häuflein Lüge vor ihm lag, vor ihm, von dem sie doch nichts als Wahrheit, immer und überall nichts als die reine, heilige Wahrheit hören wollte. Es war eine Sekunde, da nicht viel fehlte, und sie wäre vom Sopha herab auf den Boden in die Kniee gerutscht vor dem Manne, der sie mit so klaren fragenden Augen ansah, und sie hätte mit erhobenen Händen ihn gebeten: Heinz, verzeih mir, ich bin ein ganz abscheuliches verlogenes Ding, das keine Mutter hat, und dem du aufhelfen musst.

Aber die Jungfrau unterdrückte mit aller Gewalt diese Anwandlung. Wozu hat man denn seinen Stolz? Und wohin käme man, wenn man gleich zu Anfang solcherlei demütigende Geständnisse nicht fest zurückhielte?

Sie hatte sich nun einmal die Maske der Krankheit und der Schmerzen vorgebunden, und mochte er nun auch merken, dass das nur eine Maske war, es galt, sie eine Weile mit Anmut vor ihm zu tragen und nicht vor einem, wenn auch noch so kleinen Erfolg abzulegen.

Aber ein bisschen lüften durfte sie die Larve, die ihr schon jetzt lästig war.

So sagte sie: „Ich habe sehr selten Migräne, Herr Landrat . . . fast nie . . . Aber eben, weil ich für gewöhnlich mich so gesund fühle . . .“

Hier stockte sie. Sie war ja schon wieder im Begriff, den guten Rohnstetten grausam anzulügen. Und das brachte sie nicht über's Herz. Nicht mehr.

Der sah sie mit grossen Augen an und nickte zu ihren Worten, als läs' er's diesem Gesichte wie Milch und Blut ohne Mühe von den Wangen ab, dass sie gesund sei von innen und aussen.

Derweilen aber jagten allerhand und die widerstreitendsten Gedanken durch seinen Kopf. Er fühlte, wie die Neigung in diesen Minuten in ihm zur Leidenschaft wuchs, er fühlte, dass er es zur Entscheidung bringen musste, so oder so, aber heute noch und auf diesem Sitz, denn ein längeres Harren und Schmachten erschien ihm lächerlich und unwürdig und ungesund. Er wollte nichts überstürzen . . . nein, nein . . . aber entweder heut als Bräutigam aus diesem Zimmer gehen oder niemals wiederkehren.

Das war er denn doch sich und seiner Stellung schuldig, dass er nicht etwa so was wie eine unglückliche Liebe sich über den Kopf wachsen liess und drei Mädeln zum Gespötte Dummheiten machte, die er sich schon bei jüngeren Jahren nicht verziehen hatte.

Er sprach leise, jedes Wort überlegend: „Ich glaube selbst, dass Ihr Unwohlsein, mein gnädiges Fräulein, so schmerzhaft Sie es in diesem Augen-

blick empfinden mögen, nicht viel auf sich hat und bald vorübergehen wird. Ich wünsch' es aufrichtig. Aber, wie dem auch sei, für eine wissenschaftliche Unterhaltung sind Sie heute doch nicht frei, nicht unbefangen genug . . ."

„Nein!" sagte Dietlind, und sie sagte es unwillkürlich so laut und bestimmt, dass es Rohnstetten nicht eben angenehm überraschte und sich die Beiden, einer betroffener als die andere, stumm ins Gesicht starrten, derweilen die Kleinen am Fenster mit Blicken und Fäusten Zeichen machten, dass der ältesten Schwester Bosheit denn doch zum Himmel schriee.

Heinz hielt es für angemessen, sich über den Sinn dieses barschen Nein genauere Aufklärung zu verschaffen, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Wir müssen ja nicht durchaus und jeden Tag von mittelalterlicher Litteratur und Geschichte reden, wir können uns zur Abwechslung auch einmal von anderen Dingen unterhalten."

Dietlinde sagte weder ja noch nein; sie hatte die deutliche Empfindung, dass dieser Heinz da die Katastrophe vorbereitete, und fragte sich selbst im Stillen: wie er das nun wohl anfangen wird, wenn ich noch nicht will? Vom Fenster her aber scholl jubelnde Übereinstimmung.

„Famos, Herr Landrat, erzählen Sie uns etwas . . . aus Ihrem Leben . . .“

„Etwas vom letzten Manöver! Bitte, bitte!“ rief der Backfisch.

„Nein, etwas aus Ihrer Studentenzeit!“ forderte Helmtraut.

Rohnstetten biss sich auf die Oberlippe, ohne auf diese Anforderungen irgend etwas zu erwidern, wie ein Kammerredner die Zwischenrufe der Opposition abbrausen lässt, ehe er im gewollten Text ungerührt fortfährt.

Sobald es stille geworden war, so wirklich feierlich stille, sprach er weiter: „Ich hätte Ihnen allerhand zu sagen, Fräulein Sebastiani, sogar recht Wichtiges. Allein . . .“

Er stockte. Der bewusste Vater

mit dem warnenden Zeigefinger tauchte wieder einmal aus seinen Erinnerungen auf und schien ihn zu bedeuten, dass Jemand, der ihn liebte, nicht so stumm und starr vor ihm dahocken würde, wie es eben Dietlinde that, die ihm das entscheidende Geständnis, weiss Gott, nicht leicht machte.

Etwas barsch und etwas heiser fuhr es auf einmal heraus: „Ist es Ihnen vielleicht lieber, wenn . . . wenn die Stunden überhaupt aufhören?“

„Nicht doch,“ sagte Dietlinde rasch, aber sie beeilte sich, mit einem spöttischen Blicke nach dem Fenster hinzuzufügen: „Meinen Schwestern, die den Sommer über ihre Pension in der Stadt nicht besuchen können, liegt ja so viel an Ihrem trefflichen Unterricht. Sie würden sein verfrühtes Ende nicht verwinden.“

Und sie lachte dazu. Heinz aber fragte sehr ernsthaft:

„Die Schwestern? . . . aber Sie, mein Fräulein?“

„O . . . ich auch . . . Ich lerne

gern . . . . und Sie sprechen ganz gut.“

Heinz schüttelte den Kopf, seine Augen flammten das Mädchen auf dem Sopha an, das, auf die rechte Hand gestützt, die Füsse eingezogen, mit gesenkten Wimpern unwillig und hübsch vor ihm sass. „Aus Ihnen wird der Teufel klug!“

„Verlang' ich ja gar nicht . . . vom Teufel.“

„Ich bin aber nicht der Teufel. Und ich . . .“

Der leidenschaftlich herbe dringende Ton schien ihm selber unpassend und unerspriesslich. Da jagte er all' die unbequemen Überlegungen von sich, streckte dem Mädchen die Hand entgegen und rief warm und treuherzig: „Fräulein Dietlinde!“

Sie sah ihn an, sah die offene Hand vor ihr, sah ihn wieder an und legte mit einem „Nun und?“ die Finger ihrer Rechten in die seine.

Er schloss die Faust, dass er ein Gefühl hatte, als erwiderten ihre Finger

den Druck, und sprach: „Gute Freunde geben sich die Hände.“

„Wir sind ja auch gute Freunde,“ versetzte Dietlinde, aber mit dem gewissen kalten Fräuleinston, der ihn anfror, als käm' er über ein eisiges Herz geweht.

Der Groll der Liebe wallte in ihm auf. Sollt' er dieses unheilbar trotzige Ding da nicht auf seine Arme nehmen wie ein ungezogenes Kind und . . .?

Aber auch Dietlinden schien es nicht geheuer zu sein. Sie zog plötzlich die Hand zurück und rutschte unruhig auf ihrem Sitze hin und her; sie guckte nach ihren Schuhen; es hatte den Anschein, als wollte sie dem Gespräch entschlüpfen.

„Freunde . . . für immer?“ sagte Heinz ernsthaft und mehr noch mit Blicken als mit Worten fragend. „Und für immer etwa nur Freunde, und niemals mehr?“

Die Frage griff ihr wohl ans Gemüt, aber sie bracht' es denn doch nicht über ihr sprödes mutwilliges

Herz, sich ohne Gnade schon jetzt gefangen zu geben. In der Verlegenheit sprang sie auf in die Kniee. Aus jedem Auge blitzte der Schalk den Erwartenden an. Es war, als wollte sie ihm ins Gesicht lachen — ob vor Bosheit, ob vor Freude, das ward nicht klar. Und als wollte sie's auch nicht klar werden lassen, kehrte sie sich ab und griff mit beiden Händen in das Kissen vor ihr und patschte es zurecht, wobei Rohnstetten ihr nicht ins Gesicht sehen konnte.

„Entschuldigen Sie mich, mir brummt der arme Kopf noch so sehr," sprach sie, und Heinz meinte sie in jeder Silbe kichern zu hören. „Da Sie denn doch einmal . . . als gemeinsamer Freund . . . ins Krankenzimmer zugelassen sind, so nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich mein elendes Lager, so gut es eben geht, zurecht richte; meine lieben Schwestern lassen mich ja doch im Stich."

Die lieben Schwestern hörten den Vorwurf nicht. Da Rohnstetten in in-

stinktiver Vorsicht einen Blick nach ihnen warf, sah er die Beiden in rührender Diskretion sich weit aus dem Fenster beugen, als hätten sie eiligst im Abendrot, das jetzt den weiten Himmel überflammte, die rasch verlöschende Schrift ihres Schicksals zu entziffern. Zwischen den schön abfallenden Schultern hingen die blonden Zöpfe lang und gerade herunter, nichts regte sich an den schlanken Gestalten, als etliche tolle Löckchen, die da und dort im Sonnengold über ihren Köpfchen zitterten.

Dietlind aber klatschte noch immer in ihr Kissen, als könnte sie sich noch keine gute Ruhe darauf versprechen, oder aber, als hätte sie noch nicht so viel Gewalt über ihre Züge, um dem Ungestüm des Fragers Stand zu halten, der ihr durchaus ins Herz sehen wollte.

Rohnstettens Blicke glitten die nichts weniger als krankhaft sich bewegende Gestalt hinauf und hinab. Alles an ihr war Anmut, und Alles an ihr schien zu lachen, wenn er ihr das

auch nicht vom Gesicht ablesen konnte, das sich geflissentlich von ihm abwandte.

Da kam's wie lachender Unmut auch über ihn. Die Erkenntnis, dass dieses kleine blonde Ding da den gestrengen Herrn Landrat nur zum Besten habe, übergoss gleichsam sein ganzes Denken und raubte ihm wieder einmal ein gut Teil seiner bislang ziemlich klaren Überlegung. Er wollte schon sagen: Mein Fräulein Dietlinde, Sie sind ja der grösste Racker, der mir im Leben vorgekommen ist! da hielt er die unvorsichtigen Worte gerade noch zurück, als seine Augen durch eine ganz neue Beobachtung in Anspruch genommen wurden.

Unter dem Saum des Kleides, das sich über dem auf Knieen rutschenden Mädchen zuweilen ein wenig verschob, guckte hie und da die nach oben gewandte Sohle eines kleinen Fusses hervor, und über die Mitte der Sohle lief vom Absatz bis zu den Zehen die schmale Strumpfnaht.

Heinz von Rohnstetten hatte schon allerhand Strümpfe in seinem Leben in der Hand gehabt, eigene und fremde, aber noch nie einen so genau besichtigt, dass ihm die Thatsache aufgefallen wäre, die meisten Damenstrümpfe hätten in der Mitte der Sohle eine Naht.

Diese überraschende Beobachtung erregte seine Neugierde in so hohem Masse, dass er mit seinen Augen besagter Naht immer näher und näher rückte und ihr endlich so nahe kam, dass er nur den Mund zu spitzen brauchte, um das geliebte Mädchen mitten auf die Fusssohle zu küssen.

Ein durch alle Nerven schneidender Aufschrei Dietlindens liess den Landratsverweser hochaufschnellen und die Schwestern am Fenster sich jach umdrehen. Sprachlos vor sittlicher Entrüstung ob so unerhörter Unverschämtheit holte das gekränkte Fräulein mit rascher Hand aus und schnob den ihr unbegreiflichen Verbrecher an:

„Herr, wie können Sie sich unterstehen . . .“

Weiter kam Dietlinde nicht, denn erstens würgte sie die Galle und zweitens dachte Heinz: Ach was, du grüner Wildfang, so weit wären wir nun doch einmal; geb' ich jetzt klein bei, so kann ich mich unter allen Umständen als abgeblitzt und hinausgebeten betrachten; hier kann nichts helfen, als die Kühnheit verdoppeln. Und demgemäss hatte er auch schon die gegnerische Faust pariert, dabei das blonde Köpfchen mit beiden Händen gefasst und drückte ihm mit sanfter Gewalt einen und noch einen herzhaften Kuss auf die wutfauchenden Lippen.

Die über alle Massen verblüfften Schwestern am Fenster zappelten auf dem goldig flammenden Hintergrunde des Abendrots mit allen vier Armen wie optische Telegraphen. Sobald sie aber die drohende Haltung Dietlindens erkannten, kamen sie beide zur Hilfe heran; sie wussten nur noch nicht recht, wem geholfen werden müsste, dem Mädel oder dem Mann. Aber tapfer und tüchtig, wie sie von Natur

aus waren, fühlten sie sich zum einen so bereit wie zum andern.

Dietlinden war in allem Ernst der Atem ausgegangen. Sie streckte die beiden Hände mit kampfbereiten Nägeln dem lachenden Mann entgegen, der ihr wie ein räuberischer Unhold erschien, und mit einer gellenden Stimme, wie sie noch Niemand von ihr gehört hatte, herrschte sie ihn an:

„Verlassen Sie augenblicklich unser Haus, Herr von Rohnstetten, und ersparen Sie mir die Beschämung, diesen Befehl durch meinen Herrn Vater ausdrücklich motivieren zu lassen.“

Sie war mit einem Ruck in ihre Schuhe getreten und ging nun hinter ihre Schwestern, die sie zu begütigen versuchten und ihr rasch den losgegangenen Zopf wieder defreggerisch um den Kopf wanden.

„Na, na, Fräulein Sebastiani,“ sagte Heinz, dem aber beim Anblick der so schwer Gekränkten das Lachen verging, „übertreiben Sie weder Schuld noch Strafe.“

„Als ob hier noch von Übertreiben die Rede sein könnte!“ rief Dietlind über die Schwestern ihm hin.

Helmtrudis schrie noch lauter als jene: „Aber um Gottes Willen, was ist denn geschehen?“

Irmgard lief bald zu Rohnstetten mit dem guten Rat: „Sagen Sie der Schwester doch etwas zur Entschuldigung. Machen Sie sie wieder gut!“ — bald umhalste sie Dietlinden und bat: „Nimm's doch nicht so übel, Maus. Er hat sich nichts Böses dabei gedacht, nichts Böses dabei gedacht.“

„Böses gedacht auch noch!“ zürnte die Geküsste und warf trotzig die Schultern hin und her.

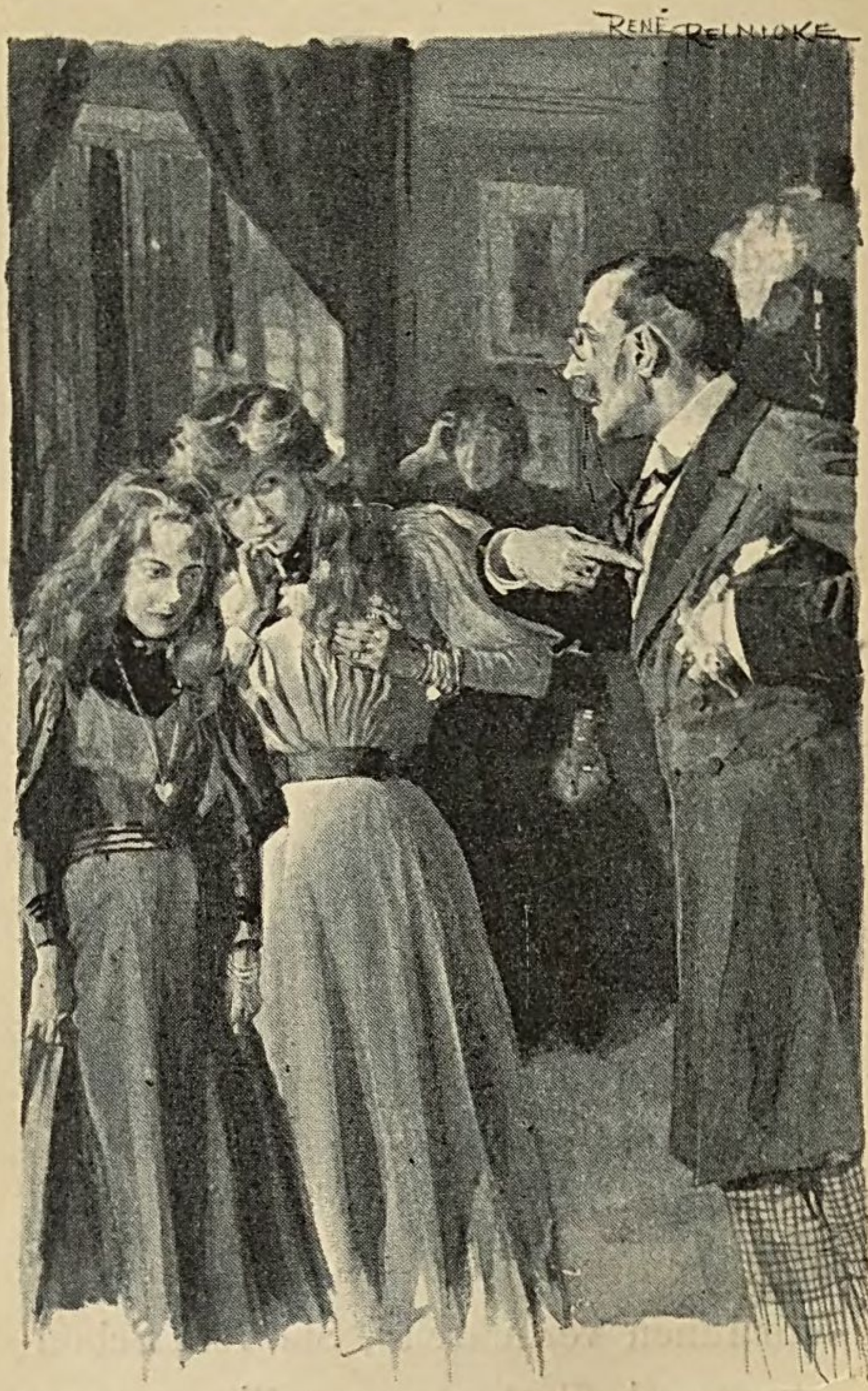
Worauf Helmtraut wieder loszeterte: „Aber was hat's denn gegeben, was hat's denn gegeben? So rede doch, Kind . . . so reden Sie doch, Herr von Rohnstetten! Rennt nur nicht so durcheinander, wie die wilden Tiere im zoologischen Garten vor der Fütterung, und redet nicht so grausliche Dinge wie von Fortgehen und Nimmerwieder-

kommen. Nein, was hat's denn nur gegeben?“

„Was es gegeben hat?“ rief Dietlind und blieb zornschnaubend mitten im Zimmer stehen.

Rohnstetten, der bislang dergleichen gethan hatte, als suchte er erst seinen Hut und seinen Stock und dann seine Bücher zusammen, die er im Lauf der Wochen als Lehr- und Lernstoff nach und nach hierhergetragen hatte, Rohnstetten ergriff nun bereitwilligst die Gelegenheit, sein Bleiben zu verlängern, indem er sein Thun erklärte und verteidigte:

„Was es gegeben hat, das will ich Ihnen sofort sagen, meine verehrten Fräulein. Es hat gegeben, dass ich, in Tagen und Monaten Aug' in Auge mit Ihnen verkehrend, Sie vom Schönsten und Besten, was die grossen Männer unserer Nation gedacht, gedichtet und gethan haben, unterrichtend, meine anmutigen geistreichen Schülerinnen lieb gewonnen habe, alle mit einander und .... nach und nach



eine mehr als die anderen, vielleicht nicht die liebenswürdigste, nicht die beste von allen, aber die mir im Alter näher steht als jene und in mir die Hoffnung erweckt hat, sie als Herrin

über mein Haus wie über mein Herz heimzuführen. In diesen redlichen Vorsatz mich mit aller Überlegung und auch Leidenschaft immer mehr und mehr vertiefend und wohl bemerkend, ja wohl bemerkend, dass auch ich ihr nicht als der letzte der Menschen erschien . . . .“

„Gehen Sie, Herr von Rohnstetten! Gehen Sie doch!“ rief Dietlinde hier dazwischen und stampfte wütend mit dem Fusse, dessen undankbare Sohle der Arme just noch so andächtig geküsst hatte.

„Nein, gehen Sie nicht, Herr Landrat, so nicht, in solchem Zorn und nach solcher Szene nicht!“ sagte Helmtraut.

Und Irmgard fügte schwärmerisch hinzu: „Nein, bitte, reden Sie weiter. Es war so schön!“

„Nun also!“ sagte Heinz, dem solche schwesterliche Hilfe nicht wenig gelegen kam, sich nun ganz zu den Bundesgenossen kehrend. „War es denn etwas so Himmelschreiendes, was ich that? Dass ich die Lippen bewegte,

wo die Ohren sich vor allen Worten taub stellten!“

Helmtraut schlug erröthend die Augen nieder, und Irmgard fasste die Schwester, wie einen Halt suchend, unwillkürlich an der Hand.

„War ich Ihnen in den zwei Monaten unseres freundschaftlichen Verkehrs denn um kein Haar breit näher getreten, als jeder Andere, der ab und zu einmal über Ihre Schwelle kommt?“

„O, gewiss!“ respondirten die beiden Schwestern fast gleichzeitig, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Unerhört!“ brauste Dietlind über die Verrätherinnen hin und rang ein klein wenig die Hände.

„Nun also, meine Damen, durfte ich die ehrliche Werbung, deren innige Zuversicht auszudrücken jedes Wort zu arm ist, da man überdies Worte gar nicht hören wollte, nicht in eine bescheidene symbolische Handlung zusammenfassen, die, von eitel Verehrung und Bewunderung eingegeben, nur für

die beleidigend sein konnte, die kein Herz hat.“

Beide jüngeren Schwestern seufzten tief auf, als müssten sie zu ihrem Leidwesen bekräftigen, dass die älteste anerkanntermassen kein Herz hätte, und Heinz plaidirte weiter.

„Und sehen Sie doch einmal ab von Lieb’ und Leidenschaft und ernsten Absichten, ist denn die Welt an Freundschaft so verarmt, dass, was in Ehren seit Anbeginn der Schöpfung straflos gegolten hat, für mich Aermsten sich *à tout prix* zum Verbrechen wandeln muss? Darf ein treuer Freund, der seit einem Vierteljahr wie ein Mitglied der Familie hier ein- und ausgeht, von einer seiner Schülerinnen nicht einmal ein Küsschen in Ehren erbitten, ohne alle Gnade für immer zu verwirken? .... Ich frage Sie, Fräulein Helmtraut, wenn ich vor Sie hinträte . . .“

„Trudel, Du wirst doch nicht!“ zischte Dietlind in siedender Entrüstung. Aber Helmtraut stand wie eine Bildsäule starr und wie ein Jagdhund horchend,

derweilen Heinz unangefochten weiter sprach:

„Wenn ich vor Sie hinträte, Fräulein Helmtraut, und sagte: Sie haben mir als Schülerin so viel Freude gemacht, Sie sind überhaupt ein so reines entzückendes gottwohlgefälliges Geschöpf, dass es mir die höchste Ehre wäre, Sie einmal in Züchten auf den lieben klugen Mund küssen zu dürfen .. würden Sie dann Zeter und Mordio und nach Polizei und Governess rufen, oder aber meiner Ehrerbietung zu flüchtiger Berührung die Lippen bieten?“

Helmtrudis stand noch immer mitten im Zimmer, reglos wie eine schöne Statue. Aber ihr Antlitz glich dem Marmor nicht, von Gluth übergossen brannte es unter dem Blick des bittenden Mannes. Da schlug sie die langen Wimpern über den Augen auf und sagte schüchtern und ehrbar: „Sie dürfen, Herr Landrath.“

Dietlinde sah aus, als wollte sie laut aufschreien, allein es schien ihr unmöglich, einen Ton auszu-

stossen, obschon ihr Mund weit offen stand.

Heinz war selbst eine Secunde vom Erfolg seiner Beredsamkeit überrascht. Wie er sich sittig und sacht auf die zarten Lippen beugte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: heirathsfähig wäre diese ja auch, und der gottlosen Nixe Dietlinde gönnt' ich den Aerger, zu mir zeitlebens „Herr Schwager" sagen zu müssen. Doch das war nur so ein vorübersausender Gedanke.

Dem kleinen holden Geräusch, das dies vorsichtig genommene vorsichtig gegebene Küsschen in der Stille machte, folgte nun doch ein lauter Zornesausbruch Dietlindens.

„Helmtraut, schämst du dich nicht? Kannst du es daraufhin noch wagen, deiner Schwester, deinem Vater, Miss Winchell unter die Augen zu treten? Pflichtvergessenes schamloses unwürdiges Wesen, so wahrst du die Ehre des Hauses . . . . das kannst du mir, dir, uns anthun . . ."

„Hab' dich doch nicht so toll," fuhr Irmgard zwischen die Beiden, derweilen Helmtraut wie im Traum an ihr vorüberging und die Lippen nicht bewegte, als wollte sie den Hauch nicht verlieren, der sie geweiht hatte.

„Schweig, du Balg, oder . . ." rief Dietlind, und Thränen zitterten in ihrer Stimme.

„Ich ein Balg!" antwortete die Kleine in flammender Entrüstung, „na, warte du!" und sich nach Rohnstetten umsehend, der, seines Triumphes zufrieden, jetzt im Ernste seinen Hut ergriffen hatte und förmlich sich empfehlend die Stiefelhacken zusammenschlug, sagte sie: „Gestatten Sie, sehr verehrter Herr Landrath und Lehrer, dass auch ich als dankbare Schülerin Ihnen zum Abschied einen Kuss in Ehren gebe. Mög' es nicht der letzte sein!"

Sie wusste im Augenblick selbst nicht, meinte sie mit dem letzten seinen Abschied oder ihren Kuss, aber sie flog, wie vom Wind getragen an den Hals

Rohnstettens, der sie, um nicht umgeweht zu werden, mit beiden Händen umschlang, und sie gab dabei unter Heinzens Schnurrbart ein Mäulchen erster Güte.

Es war wie Blitz und Schlag, dann standen sie Beide wieder kerzengerade vor einander, und Heinz grüsste noch einmal in aller Formvollendung die Damen, aber sein Gesicht strahlte vor Genugthuung und Freude, und er sagte zum kleinen Fräulein: „Nehmen Sie meinen tiefgefühlten Dank für diese unverhoffte Auszeichnung. Ich werde Ihnen diese liebenswürdige Anerkennung meiner schwachen Verdienste in meinem ganzen Leben nicht vergessen.“ Dann schüttelte er lang und fest das mollige Backfischhändchen und wandte sich zum Gehen.

Dietlind aber eilte an die Klingel, zog aus Leibeskräften und rief: „Papa! Papa! Miss Winchell!“ und wieder „Papa!“ dass es im Hause schallte und, wenn auch keiner der Genannten, so doch die Zofe Helene zur Thüre hereinstürzte.

Dietlinde warf ihr mit flammender Hast die Worte zu: „Herr Landrath wünscht sich auf den Heimweg zu begeben, geleiten Sie ihn mit Vorsicht... Oder wie?“ (damit wandte sie sich höhnisch zu Rohnstetten) „wünschen Sie auch bei Fräulein Helene ein fühlbares Zeichen der Hochachtung einzuheimsen? Sie wird sich vielleicht nicht minder bereit finden, als ....“

Sie wollte auf eine abwehrende Handbewegung Rohnstettens hin die Schwestern denn doch nicht mit der Magd in einem Athem nennen. Ihrer Aufregung kaum mehr mächtig, kehrte sie sich ab, führte ihr Taschentüchlein zwischen die Zähne und suchte sich noch so lang aufrecht zu erhalten, bis der Verbrecher, dreimal stumm grüssend, den Salon verlassen hatte.

Kaum aber, dass die Thür hinter diesem geschlossen war, sank sie in die Kniee. Ein Weinkrampf schüttelte die schlanke Gestalt so jämmerlich, dass die beiden Schwestern, wie erbittert sie nur eben auf die Aelteste

gewesen waren, sich jetzt voll Angst und Mitleid zu ihr niederbeugten und ihr Alles anboten, um sie zu beschwichtigen, zu trösten.

Das hatte zwar insofern seine Schwierigkeiten, als keine von Beiden wusste, flossen diese Thränen aus gekränktem Stolz oder aus verletzter Zuneigung; war das Mädel so unglücklich, weil der Mann sich mehr erlaubt hatte, als es ihm zu gewähren Willens gewesen war, oder weil dieser sich so ungeschickt dabei aufgeführt hatte, dass dem wohlerzogenen Fräulein schlechterdings nichts Anderes übrig geblieben war, als seiner Dreistigkeit diese Lehre zu geben. Darum einigten sie sich in der allgemein giltigen Versicherung, dass die so über Mass Erregte sich zunächst beruhigen müsste und dass sie nachher mit vereinten Kräften schon dafür sorgen würden, dass Alles, aber auch gewiss Alles wieder gut werde.

Dietlinde stiess zwar die treubrüchigen Schwestern, die mit fliegenden

Zöpfen zum Feind übergegangen waren voll Entrüstung zurück; da sie aber eine gegen zwei und überdies nach solcher Aufwallung an Kräften ganz erschöpft war, so vermochte sie nicht zu hindern, dass jene sie aufs Sopha legten, ihr kalte Umschläge machten, Brausepulver anrührten und sie bald mit Tröstungen, bald mit Vorwürfen überschütteten.

Derweilen war Heinz von Rohnstetten die Treppe hinabgestiegen, langsam, alle fünf Stufen sich ein wenig verweilend und so sehr in widerstreitende Gedanken vertieft, dass er gar nicht bemerkte, wie die ihn begleitende Helene ihn mit Blicken voll Theilnahme und voll Ungeduld betrachtete.

Die treffliche Zofe war offenbar nicht von ungefähr so rasch auf Dietlindens Klingeln erschienen, sie hatte — aus Anhänglichkeit für die Familieninteressen ihrer Herrschaft, versteht sich — ein wenig an der Thüre gehorcht. Sie war sonach des Auftritts, der sich eben im Salon begeben hatte, nicht

ganz unkundig und begriff eigentlich nicht recht, warum der hübsche Mensch so lange zögerte, im Gott wohlgefälligen Thun menschenfreundlich fortzufahren und sich über erlittene Unbill männlich zu trösten.

Rohnstetten hatte aber heute weder Sinn noch Augen für so artiges Entgegenkommen. Er war ganz und gar in die betrübende Ueberzeugung verloren, dass er eben nicht mit Damen umzugehen verstünde und sich heute wieder, wie schon früher einmal, sein Glück verscherzt hätte durch übereilte Werbung.

In den Tiefsinn dieser Selbstbetrachtung verloren, blieb er auf dem untersten Treppenabsatz unwillkürlich stehen, den Blick ins Strohgeflechte zu seinen Füssen bohrend und weit entfernt, zu bemerken, dass Helene neben ihm ihr Schnäbelchen spitzte. Er fühlte es so hart, dass er das Haus mit dem nächsten Schritt auf immer verlassen sollte. Er meinte, es müsste ihn irgend Jemand oder irgend ein Zufall noch

zurückhalten; denn wenn er nun ging, war keine Wiederkehr denkbar. Wie aber sollt' er bleiben!

Während er also zögernd mehr und mehr in Hoffnungslosigkeit versank und Helene an den seltsamen Träumer eben noch ein aufmunterndes Wort verlieren wollte, wurden sie beide durch das Rollen eines Wagens aufgeschreckt, dessen Räder in den Kies vor der Hausthür knirschten. Helene schrie auf: „Um Gottes Willen, das ist Herr Sebastiani, der zum Abendessen heimkommt!“

Rohnstetten stiess unwillig den Fuss auf den Boden. „Zum Donnerwetter, das ist mir sehr unangenehm, dem Herrn jetzt zu begegnen“.

„Na, und mir erst!“ antwortete das Mädchen, aus schlimmen Gedanken aufgeschreckt. „Wenn man mich hier mit Ihnen fände, im *tête à tête* . . . . . ich danke! dann könnt' ich morgen meine sieben Sachen packen . . . Um Gottes Willen, nur hier hinein, hier hinein! Wenn Sie mich nicht kompromittieren wollen, rasch, rasch!“ Sie öffnete hastig

das nächste beste Ptörtchen im Treppenhause.

Halb schob sie ihn, halb fügte er sich selber gern, denn er wünschte nichts weniger als dem Vater Dietlindens nach solcher Verabschiedung und in solcher Gemütsverfassung zwischen Thür und Angel zu begegnen.

Ehe sich Heinz fragen mochte, wo er denn eigentlich wäre, klappte schon die Thüre hinter ihm ein. Darauf vernahm er undeutliche Worte, mit denen der Hausherr etwas polternd in sein Kienauer Heim eintrat. Mit wachsendem Erstaunen hörte der Landrat den Schlüssel im Schloss umdrehen und abziehen, hörte unter schweren Tritten die alten Treppenstufen ächzen, noch eine und andere Thüre gehen, und dann senkte sich eine Ruhe wie von oben herab auf das ganze Hauswesen, eine Ruhe, die sich in der geräumigen Stube um Heinz so bedenklich zu verdichten schien, dass ihm der Atem knapp wurde.

Er ging auf den Zehen an die Thür,

er drückte langsam, aber kräftig auf die Klinke . . . Kein Zweifel, er war eingeschlossen. Er hob die Klappe über dem Schlüsselloch und guckte frei hindurch. Man hatte also richtig den Schlüssel abgezogen! Welch' ein unsinniges Verfahren!

Was nur der albernen Helene eingefallen war! Wahrscheinlich nichts. Sie hatte nur in der Bestürzung ihn da eingesperrt; und ob sie sich im Laufe des Abends darauf besinnen würde, dass sie einen Gefangenen gemacht und diesen zu befreien hätte, wer stand dafür!

Da sass er wie die Maus in der Falle und beschnupperte die zugeschlossene Klappe. Und wenn man ihn, sei's nach einem Geständnis der gefallsüchtigen Zofe, sei's von ungefähr hier entdeckte! Wie sich entschuldigen? Womit sein Verweilen in dem Hause, daraus ihn die Tochter so unzweideutig verbannt hatte, rechtfertigen? Wenn es Helenen beikam, alle Schuld auf ihn zu schieben und sich als bedrängte Unschuld darzu-

stellen — bei der Stimmung, die oben gegen ihn herrschte, war kein Zweifel, dass man ihr glauben und ihn einmütig verurteilen würde. Und dann war's aus und für immer, und er noch obendrein ein unmöglicher Mann im ganzen Kreise.

Aber daran dacht' er weniger, als an den Verdruss mit den Sebastiani, und der schien so ziemlich unausweichlich.

Er trat ans Fenster. Es ging in den Garten, in einen Teil des Gartens, den er noch nicht kannte. Doch sah er an Schatten und Licht, dass das Fenster gegen Osten lag. Er musste sich also, einmal im Freien, über kurz oder lang schon zurecht finden. Wär' er nur erst draussen! Der Sprung durchs Fenster des Erdgeschosses war keineswegs halsbrecherisch. Aber ehe die Dunkelheit eingetreten war, konnte nicht daran gedacht werden, das ehrbare Haus des patrizischen Kaufmannes auf diesem ungewöhnlichen Wege zu verlassen, ohne einen Skandal

zu riskieren, der noch ungleich schlimmere Folgen haben konnte, als die Überraschung des alten Sebastiani im eigenen Heimwesen.

Also Geduld in Gottes Namen, bis es Nacht wird. Aber wann wird hier unter klarem Himmel im Hochsommer die Nacht so dunkel, dass man nicht hindurchsieht, wenn einer mit dem bei solchem Vorgang denn doch unvermeidlichen Geräusch aus dem Fenster springt.

„Himmelherrgottsap . . .“ Je nun, fluchen war erst recht unpassend. Lieber nachdenken.

Wie er aber so nachdachte, konnt' er an nichts Anderes denken, als wie so ganz programmwidrig der heutige Nachmittag verlaufen war, und alsbald nahm das grosse Problem, ob Dietlind aus ernstlicher Abneigung oder nur aus mädchenhafter Sprödigkeit sich also schroff und schartig gegen ihn verhalten habe, sein ganzes Nachdenken in Anspruch.

Er zergrübelte sich das Hirn, er

zog jeden merkenswerten Umstand von der ersten Begegnung an bis zum letzten Zwist aus seinem Gedächtnis, er wog jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung auf der Goldwage seiner Liebe . . . Er kam nicht zum entscheidenden Ende. Für die eine Auffassung sprach so viel, wie für die andere.

Machte die Leidenschaft wirklich dumm oder war Dietlind eine Teufelin, die mit ihm spielte, wie die Katze mit der Maus, und ihn zum Narren hielt, bis ein Anderer kam, der ihr besser gefiel oder ihr fühlbarer den Herrn zeigte?

Nein, sagte er dann wieder, dies Engelsgeschöpf ist keine Teufelin; ich aber bin ein ungeschickter Klotz, der nicht mit Damen umzugehen weiss und zu dem stolzen Herzen nicht zu sprechen verstand.

Er erinnerte sich, wie er noch vor kaum einer Stunde seiner Sache so gewiss zu sein geglaubt und wie er dann Alles auf einmal verdorben hatte. Denn wie sollte er nach solchem Vor

gange das Haus der Sebastiani wieder betreten, wenn er nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wurde! Und dass das nicht geschehen werde, dessen glaubte Heinz nunmehr sicher zu sein.

Er seufzte darob laut auf. So laut, dass er es selbst für unvorsichtig erachtete und sich unwillkürlich im Zimmer umsah, ob nicht etwa Jemand da wäre, den es aufgestört hätte.

Er war aber nach wie vor allein; nur von droben klang hie und da ein verlorener Ton herab, wie von einem Löffel, der gegen ein Glas klirrt, oder von Bestecken, die auf Teller gelegt werden, oder von Tritten aufwartender Dienerschaft.

Heinz hätte gern mitgegessen. So zwischen Braut und Schwiegervater *in spe* bei Tische sitzend . . . Ja, prosit Mahlzeit, das konnt' er sich nur aus dem Kopf schlagen.

Aber gern that er's nicht. Beim scheidenden Sonnenlicht sah er sich nun wie zum Abschied im Zimmer um. Drei Tische standen da, zwei kleinere vor

beiden Fenstern, ein grösserer in Mitte der Stube. Bücher und Alles, was man zum Schreiben braucht, auf einem jeden. Auch fehlten auf keinem Blumen und Photographien. Das war offenbar der Raum, wo die drei Töchter des Hauses ihre ernsten Stunden verbrachten, wo sie lasen und lernten und Briefe schrieben. Und der grössere Tisch, vor dem er sass, die zehn Finger in den kurzgeschorenen Haaren, wie ein Verzweifelter, war seines Liebchens Arbeitsplatz. Und das schöne stille Gesicht im zierlichen Rahmen von vergoldeter Bronze, das ihn jetzt so treuherzig und liebevoll im Abendschein ansah, war die letzte Photographie ihrer seligen Mutter.

Er ergriff das Bildchen mit beiden Händen und redete zu ihm wie zu einem lebenden Wesen, wenn schon nicht mit laut ausgesprochenen Worten, doch innig und ehrlich und frei weg aus vollem Herzen.

Hätte er heute dort oben so geredet, wäre die liebe Frau noch unter den

Lebenden, zu der er also hätte reden können und dürfen . . . jetzt wär' Alles anders, und er sässe gewiss droben, wo sie mit den Gabeln und Messern klapperten, und er wär' ein glücklicher Mensch.

Was für ein Unheil, wenn Mütter sterben vor der Zeit! . . .

Er sah immer noch das Bildchen an und ward immer sicherer der Ueberzeugung, dass diese Mutter, wäre sie am Leben geblieben, seine Freundin und seine Schwiegermutter geworden wäre.

Es ging ordentlich etwas wie Beruhigung, wie Hoffnung und Zutrauen von den stillen Zügen über ihn hin und, hatte er das Bild erst gleichgiltig, schier gedankenlos ergriffen, so stellt' er es jetzt sorgfältig und andächtig wieder zurück, aber näher, als es vordem gestanden; denn die Dämmerung verblasste, und was man noch deutlich sehen wollte, durfte nicht zu fern stehen.

So stellt' er's mitten hin auf die

Mappe rosenfarbenen Fliesspapiers wie auf eine Altardecke und betrachtete es noch einmal, wie zum Abschied, unwillkürlich die davor aufgestützten Hände in die Finger faltend.

Da glitt sein Blick vom Rahmen abwärts auf die rosenrothen Löschblätter, die zu einem kleinen Heft unter einem Rückenleder verbunden waren. Wie wär's, wenn er all' das, was er dem Bildchen der seligen Mutter da gesagt hatte, niederschriebe, der Geliebten schriebe oder auch dem Gatten der Heimgegangenen, dem Vater? . . . Schreiben? . . . Worauf? . . .

Zwischen solchen Löschblättern pflegen doch gewöhnlich ein paar Briefbogen zu liegen.

Einen Augenblick zögerte er. Konnten nicht empfangene oder angefangene Briefe oder Notizen oder dergleichen hierzwischen verblieben sein, die berührt zu haben man ihm auch noch als nichtswürdige Indiscretion aufmutzen möchte?

Er sah das Bildchen an. Die stillen

ernsten gütigen Züge schienen zu sagen: Du brauchst ja nicht zu lesen, wenn du etwas findest, das dich nicht angeht. Wag's immerhin!

Um aber die rosenfarbenen Blätter umwenden zu können, musste er den Rahmen, den er darauf gestellt hatte, erst bei Seite schieben. Er that's behutsam und schlug also auch das erste und zweite Blatt auf . . . .

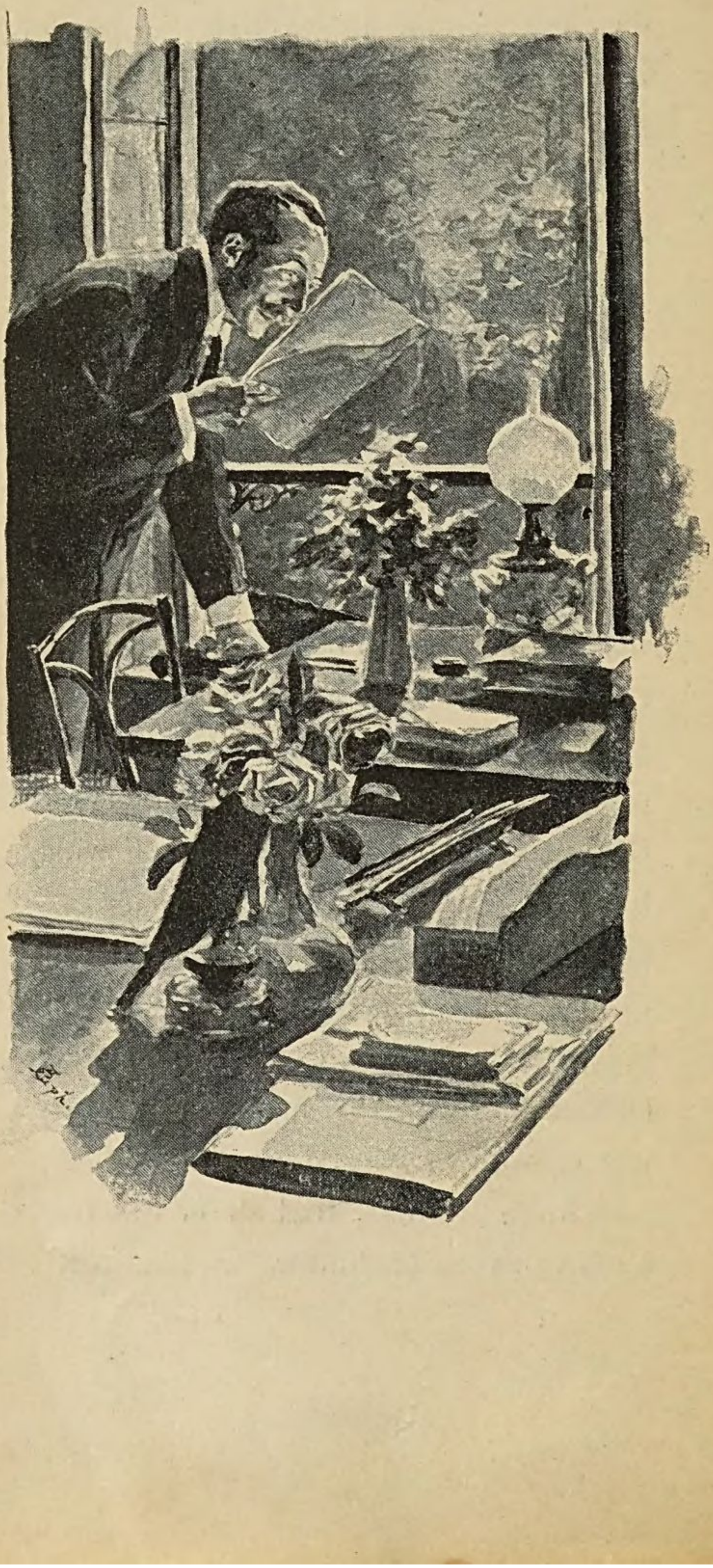
Richtig, da lagen drei, vier dünne lange Briefbogen und ein Paar Briefumschläge dazu . . . und auf dem dritten Fliessblatt, in dessen oberer Hälfte, gerade da, wo das Bildchen der Mutter darauf gestanden hatte, war, bei sonst tadelloser Reinheit des Blattes, etwas gekritzelt, wie wenn Jemand mutwillig seine Feder auch auf weicherem Stoffe probiert oder auch in Gedanken verloren ein Wort hinmalt, das ihm den ieben langen Tag im Kopf herumsummt und das er doch auch einmal in bedächtig hingestrichelten Buchstaben ausser sich sehen möchte.

Das Wort stand da . . . in schönen,

langen lateinischen Lettern stand es da, mit einem liebevollen Schnörkel umschlossen, auf der rechten Seite mit tadelloser Schraffierung gehoben . . . . und das Wort lautete nicht anders als: Heinz!

Es war, als hätte Niemand dies verborgene Wörtlein je gesehen, als das Mädchen, das es dem Blatt eingeimpft, darauf tagtäglich seine Hand ruhte, und das stille Bildchen, das es ihm jetzt gewissermassen vertraut hatte.

Rohnstetten wusste nicht recht, hatte er bei diesem beglückenden Funde laut aufgeschrieen oder nicht. Jedenfalls horchte er, ob sich nicht die Folgen solch unvorsichtigen Entzückens in Gestalt von wütenden Vätern und wurfbereiten Hausknechten zeigten. Da aber nach wie vor nichts Störendes erschien, trug er das rosenrote Heft bis an's Fensterbrett vor, wo es noch leidlich hell war. Er mocht' es drehen, wie er wollte, das Wort blieb stehen und hiess „Heinz“, und ob er das Heft auch von vorn bis hinten durchblätterte,



es stand kein anderes Wort darin und nur ganz versteckt auf einem der letzten Blätter, dicht an der Naht, wo Niemand suchte, ein „D. v. R., g. S.“

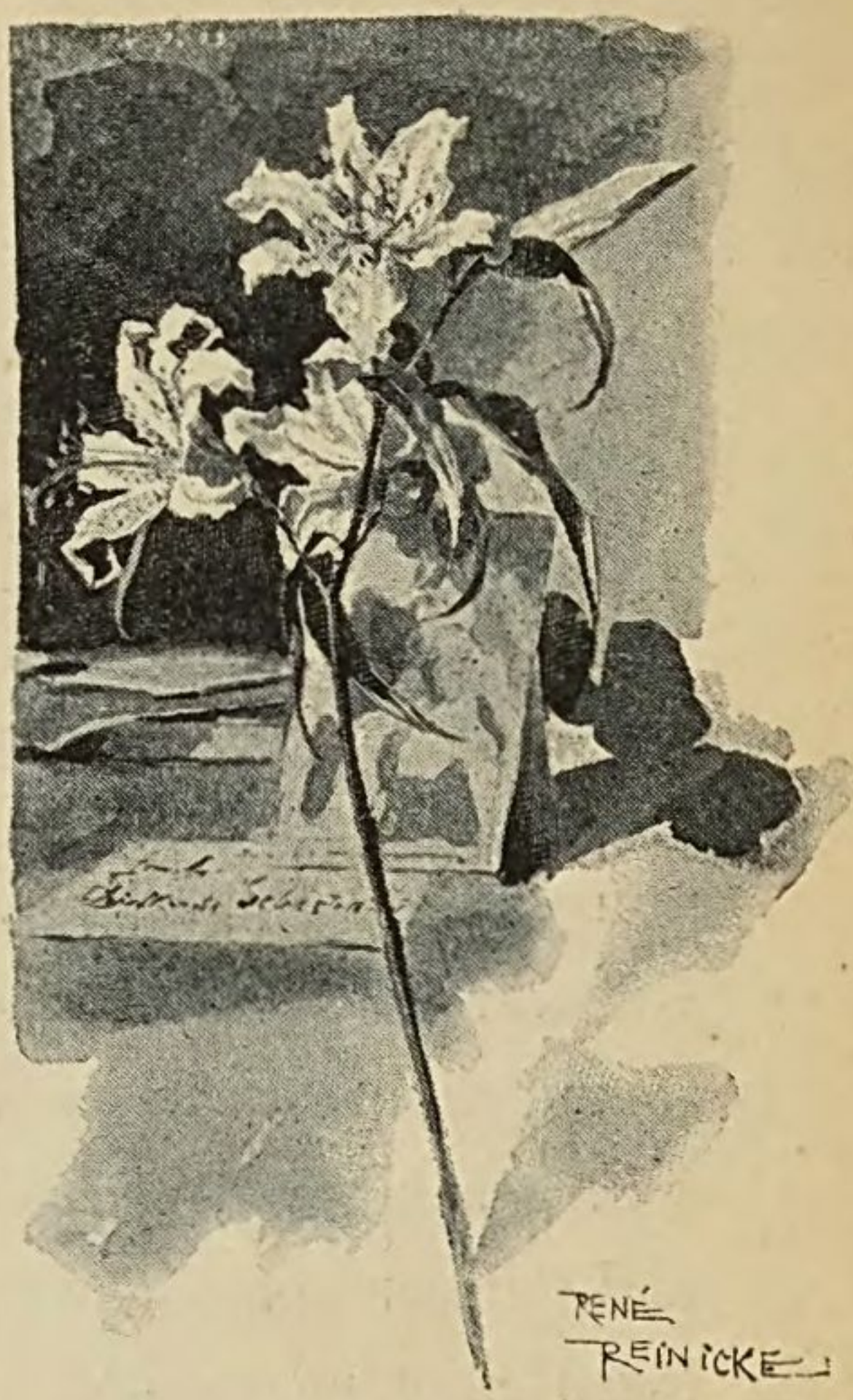
Da versäumte sich der so angenehm Überraschte keine Sekunde länger. Er trug zu den Löschblättern auf dem Fensterbrett noch Dietlindens Tintenzeug und Feder, und diese liess er nun laufen, bis die vier Briefbogen voll waren und die Dunkelheit darüber so zugenommen hatte, dass er mit den schmerzenden Augen die Zeilen selbst nicht mehr sah, die unter seinen rastlosen Fingern entstanden.

Dann malte er getrosten Mutes auf gut Glück die beiden Umschläge an, schob den einen in den andern, legte das weiche Heft wieder auf Dietlindens Schreibtisch zurecht, sein Manuskript darauf, das Bildchen der Mutter, als ob er seine Worte deren Hut empföhle, darüber . . und nun war seines Bleibens hier nicht eine Minute länger.

Es war dunkle Nacht. Es sollte ihn Niemand hier finden und Niemand

von hinnen gehen sehen.

Die Uhr schlug zehn! Fort, fort! . . Und morgen kommst du wieder . . . . im schwarzen Frack und weisser Binde, hurrah!



Er schwang sich in die Fensterhöhle.

Hut und Stock in der Linken, die rechte Hand auf dem Brett, sprang er ins Freie und watete mit langen Schritten durchs rauschende Gras, bis er nach einigen Umwegen sich an den Zaun fand, der dem Übersteigenden keine Schwierigkeiten bot.

Hinter ihm hatte es zwar zuerst ein bisschen wie von geknickten Latten gekracht, später war er ziemlich vernehmlich mit einem unvorsichtigen

Schritt in die Glasscheibe eines Mistbeetes getreten . . . aber das galt ihm nun alles keiner Sorge mehr wert. Morgen war auch noch ein Tag, und was für einer!

Singend wie ein glückseliger Mensch, voll Hoffnung und voll Durst, legte Heinz die fünf Viertelmeilen bis zu seiner städtischen Behausung zurück, und ob er schon morgen in aller Frühe zu einer anstrengenden Tagfahrt geweckt werden musste, heute Nacht stach er doch noch eine Flasche vom Besten an, die im landrätlichen Keller für besondere Gelegenheiten aufgespart lagerte, und trank sie aus auf eine glückliche Zukunft . . . . . .

Der alte Sebastiani sass am offenen Fenster, da es zehn schlug, und rauchte seine Feierabendcigarre, stumm sich mit seinen Gedanken unterhaltend, wie es seine tägliche Gewohnheit war.

Die Geschäfte hatten ihn heute stark in Anspruch genommen und ermüdet. Mit einer wahren Sehnsucht nach seiner Familie war er heimge-

fahren und hatte gehofft, sich am munteren Geplauder seiner Kinder zu erquicken und von ihnen auf erholende Gedanken gebracht zu werden.

Aber die Mädchen waren heute wie ausgewechselt gewesen, einsilbig, verdriesslich und über alle Massen langweilig. Man hätte schon sagen können, seltsam und ungezogen.

Keines hatte für den Vater ein auferbauendes Wort, ja keines auch nur ein aufmerksames Ohr gehabt. Der Alte mochte anklingen, wo er wollte, die Antwort war nur ein: ja, ja! oder ein: vielleicht? oder ein: nein, danke, Papa! gewesen. Gedankenlose Lippenbewegung, Sinn und Seele waren dabei weiss Gott wo.

Selbst das Thema, das sonst wenigstens zwei von den Töchtern recht gesprächig und die eine so bedeutsam schweigen zu machen pflegte, der Hausfreund Rohnstetten und seine Vorlesungen über Litteratur und Geschichte, verfing heute nicht im Geringsten.

Er hatte kaum des wackeren Mannes Namen genannt, als eine der Töchter ihn auch schon mit einem halbunterdrückten Ausruf beantwortete, der einer Verwünschung ziemlich ähnlich klang.

Sebastiani hätte sich sehr ernsthaft Erklärung dieser überraschenden Bemerkung ausgebeten, wenn nicht im nämlichen Augenblick der bei Tisch aufwartenden Helene die Bratenschüssel aus den sonst so geschickten Händen geglitten und dadurch ein so allgemeiner Aufruhr entstanden wäre, dass darüber der Vater das vorhergegangene kleinere Ärgernis vergass.

Jetzt aber, wie er so allein mit seinen Erinnerungen am Fenster sass und in die stumme Nacht hineinrauchte, kam ihm das und anderes wieder zu Sinn, und manches davon machte ihn traurig und trauriger.

Heute fühlte er sich wieder so recht vereinsamt im eigenen Hause, dass er nach der verlorenen Frau laut ins Dunkel hätte schreien mögen.

Wie er sich nach ihr sehnte! wie er den Kindern die Mutter herbeiwünschte! . . . Was half's! Verloren war verloren. Und die Töchter wuchsen eben auf, wie's ohne Mutter gehen konnte.

Drei Jahre war sie nun tot. Und er vermisste sie jeden Tag aufs Neue und in solchen Stunden aufs Bitterlichste.

Ach, warum hatte sie scheiden müssen, zu früh, um je verschmerzt zu werden, zu spät, als dass er an würdigen Ersatz hätte denken können!

So waren die Mädel keck und trotzig geworden; heute kamen sie ihm ganz verwildert und jungenhaft vor, und die Sorgen um ihre Zukunft überwuchsen einander in der Erregung des verhaltenen Verdrusses und der nächtlichen Stunde . . .

Da krachten unter seinem Fenster die Stacketen. Schritte rauschten durchs Gras, und er sah mit den Augen, die schon seit einer halben Stunde ins Dunkel geblickt und sich an die Dun-

kelheit gewöhnt hatten, ganz deutlich eine Mannesgestalt durch den Garten hüpfen.

Die erste Bewegung Sebastianis war ein Griff nach der Schieblade, in der er seinen geladenen Revolver liegen wusste. Aber die schon ausgestreckte Hand fasste nicht zu. Der schattenhafte Mensch, der unten so komische Storchschritte durchs lange Gras machte und nun verschwand, hatte in seinen Umrissen und Bewegungen eine uneugbare Ähnlichkeit mit dem bei Tische so diskret verwünschten Verwaltungsbeamten des Kreises . . .

Erschreckende und verdriessliche Gedanken bestürmten den Kaufmann. Er beugte sich weit hinaus, dem Verschwundenen nachzusehen. Er bemerkte dabei, dass das Fenster des Erdgeschosses, wo seine Mädchen zu hausen pflegten, sonst Abends wohlgeschlossen, sperrangelweit aufstand. Fieberheiss stieg's ihm zu Kopf. Noch einmal fuhr die Hand gegen die Waffe. Da schüttelte er das graue Haupt.

Nein, das war unmöglich. Und er langte sich nur den Stock aus der Ecke, den Stock mit der Zwinge von Gummi, den man nicht aufstossen hörte, wenn er damit Nachts über Flur und Zimmer ging.

Er blies rasch die Lampe aus, steckte ein Feuerzeug zu sich und öffnete die Thür auf den Gang.

Dort aber war schon Licht!

Was hatte nun das zu bedeuten?

Er trat zurück und spähte mit Vorsicht hinaus. Da sah er seine Tochter Dietlind im weissen Schlafrock, in der linken Hand eine Kerze, deren Schein auf ihr heute so ernstes Gesicht fiel, in der rechten einen Schlüssel, und hinter ihr ganz verweint und verzerrt die Kammerjungfer Helene, die ihr fünf Schritte wie ein gemassregelter Setter nachschlich, auf einmal sich aber anders besann und schleunigst in ihr Stübchen sprang, als wollte sie wenigstens heute von der ganzen Welt nichts mehr sehen und hören.

Helene war bald, nachdem sich der

Hausherr in seine Gemächer zurückgezogen hatte, was heut ungewöhnlich spät geschehen war, zu Fräulein Dietlinde gerannt und hatte sie mit erhobenen Händen und erstickter Stimme um Verzeihung und Hilfe gebeten.

Es hatte trotzdem etwas Mühe gekostet, aus der tollgewordenen Zofe herauszubekommen, was man ihr denn verzeihen und wie man ihr helfen sollte.

Sie hatte den Landrat eingeschlossen . . . warum? ja, ganz gewiss nur aus Angst, der Herr Papa möchte dahinterkommen, dass sie mit Jenem länger als nötig geschwatzt hatte. Mein Gott, ein armes alleinstehendes Mädchen könnte so tugendhaft und tadellos sein, wie eine Heilige, ein Verdacht wäre doch immer bei der Hand, und einmal verdächtigt wäre für ihresgleichen auch schon so viel wie verurteilt.

Dess eingedenk habe sie für einen Augenblick den Verstand verloren und den Schlüssel abgezogen. Sie könne weiss Gott nichts dafür und sei un-

schuldig wie ein Lamm. Sie habe den Landrat auch sofort wieder heraus-lassen wollen. Ja, gewiss und wahr-haftig. Aber da schickte sie der Eine in die Küche und der Andere in die Garderobe, und Der wollte das und die Andere dies, und dann musste sie bei Tisch aufwarten, und das nahm kein Ende. Als ihr beim Nennen des landrätlichen Namens die schöne Por-zellanschüssel aus den Händen ge-fallen, sei die Thorheit und die Trag-weite ihrer Handlung ihr erst recht peinlich und verwirrend ins Gewissen getreten. Sie habe sich aber gefürch-tet, in der Dunkelheit und ganz allein zu einem so jungen hübschen und unternehmenden Manne hinunterzu-gehen, der noch dazu einen scharfen Zahn auf sie haben müsse. Sie fürchte sich noch davor. Um keinen Preis gehe sie allein hinunter. Sie könne und dürfe das Alles aber doch keiner lebenden Seele anvertrauen, als einzig und allein dem Fräulein Dietlinde. Dieses wisse ja schon, warum.

Darauf ging die Litanei von ihrer Tugend und von der Gefahr ihres guten Rufes und dem wahrscheinlichen Zorn des seiner Freiheit Beraubten wieder von vorn los. Dietlind aber hörte nicht mehr darauf. Sie runzelte die Stirn und biss sich auf die Lippen, riss der Schwätzerin den Schlüssel aus der Hand und nahm das Licht.

Zwischen ihr und dem Landrat war ja nun doch Alles aus. Betraf sie ihn in der lächerlichen Situation, dass er sich von einem Dienstmädchen hatte einschliessen lassen, gleichviel, warum, und ob ers am Ende sich mit Absicht selbst so ausgebeten hatte . . . der Ungehörigkeit musste sofort ein Ende gemacht und der Eindringling aus dem Hause gebeten werden.

Zu verderben war nun nichts mehr und zu zaudern auch nicht.

Dietlinde fragte wenig danach, ob ihr die dumme Helene auf dem Fusse folgte oder nicht. Sie sah sich nicht um und schritt hastig hinab und auf die verschlossene Thüre zu.

Dass ihn die Närrin auch noch in die Fräuleinstube hatte sperren müssen! Der Unmut wuchs Dietlinden bei jedem Schritt.

Leise, mit weit geöffneten Augen sein Kind verfolgend, ging Sebastiani nach und blieb auf dem Treppenabsatz stehen, von wo er es den Schlüssel ins Schloss stossen und die Thüre heftig ins Zimmer werfen sah.

„Man sagt mir eben, dass Sie hier eingeschlossen seien; ich bitte, sich augenblicklich zu entfernen.“

Es kam keine Antwort auf die zornigen Worte des Fräuleins.

„Ich bitte!“ sagte sie noch einmal und lauter. Das Flämmchen auf der Kerze zitterte im Zugwind über der Schwelle, wie die arme Seele zwischen Zorn und Liebe.

Der Vater sah es, und in seinen Gedanken ging eine Wandlung vor.

Entschlossen trat das Mädchen in das schweigende Gemach ein. Der Alte folgte ihr und blieb im Thürrahmen stehen, ohne dass Dietlind es

bemerkte, die er jetzt vor ihrem Schreibtisch einen grossen Brief erbrechen sah.

Die Zugluft war unerträglich. Vater Sebastiani schloss leise die Thür hinter sich. Sein Kind las stehend, ohne sich die Zeit zum Niedersitzen zu nehmen, mit fliegenden Augen, den Leuchter in der rechten, in der linken Hand die Briefbogen, die vor dem Anhauch ihres Atems zu flattern schienen.

Die vielen Seiten dauerten dem Alten denn doch zu lang. Er schritt auf seine Tochter zu. Sie erschrak nicht. Sie sprach nicht. Sie streckte nur abwehrend die Hand gegen ihn aus, wie Jemand, der um keinen Preis in seinem Thun gestört werden will. Aber der Blick, der ihn dabei aus feuchtglänzenden Augen traf, war so ganz in Glück und Freude getaucht, dass ihm noch ein Weilchen vor dem strahlenden Kinde zu warten nicht schwer ward.

Dann stellte sie das Licht auf den

Schreibtisch, dass das Flämmchen ganz das Bild der Mutter überglänzte, liess

den Arm mit den gelesenen Blättern herabsinken und schaute wieder den Vater an.

Der streckte nun seinerseits die Hand nach dem Geschriebenen aus, indem er sagte: „Nachgerade wirst du wohl *mir* erlauben?“

Aber Dietlind schüttelte den blonden Kopf und sagte lächelnd: „Nicht doch, Papa, das ist für mich ganz allein . . . Aber hier ist noch etwas und das ganz allein für dich.“

Damit reichte sie dem Familienoberhaupt den andern Brief, der in den ihrigen eingesteckt worden war, und Sebastiani las, was ihm nicht zuwider kam.

Er brauchte nicht viel Zeit dazu, denn, so lang die Herzensergiessung an die Geliebte war, das Schreiben an ihren Vater enthielt nur in wenigen Zeilen das geziemende Ansuchen, den hochachtungsvoll und ergebenst Unterzeichneten morgen in einer ihm fürs ganze fernere Leben wichtigen Angelegenheit gütigst zu empfangen.

Dann sahen sich Beide ein Weilchen Aug' in Auge. Sie hatten ganz

ähnliche Augen. Nach dieser stummen Prüfung fragte lächelnd Sebastiani:

„Und was soll ich ihm denn morgen für Bescheid sagen, Linda?“

„Bitte, ja, Papa!“ gab die Tochter, mit Thränen kämpfend, zur Antwort. Dann flog sie dem Alten an die Brust und schluchzte sich endlich aus.

Sebastiani sah gütig und zufrieden auf den zuckenden Blondkopf an seinem treuen besorgten liebevollen Herzen. Nach einem Weilchen drückte er einen Kuss in das volle krause Haar und sagte mit einem Blick auf den Rahmen, den die flackernde Kerze allein im dunklen Raum beleuchtete: „Du hast Recht, mein Kind, denn ich glaube, dass die selige Frau ihren Segen zu der Wahl gegeben hätte. Darum in Gottes Namen: ja. Aber jetzt mach', dass du zu Bett kommst, Wildfang, oder ich sage morgen und immer ein barsches Nein. Vorwärts, marsch!“

Und unter Thränen sich anlächelnd, stiegen sie Hand in Hand die ehr-

würdige Treppe hinauf, die unter den Schritten der Glücklichen aufseufzte, wie ein im Schlafe Gestörter, der nun endlich zur ersehnten Ruhe gelangt.

Misdroy 3.—9. VII. 96.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Gedichte.

Theater: Aschenbrödel in Böhmen. In der Mark. Festspiele.

Neues Theater: 1. Bdchn.: Die Göttin der Vernunft. 2. Bdchn.: Helga. 3. Bdchn.: Es hat so sollen sein. Hexenfang. Der König von Thule.

Streitfragen und Erinnerungen.

Die erste Nordlandfahrt der Augusta Victoria.

Novellen und Romane:

Peregretta. — Verdorben zu Paris. — Arge Sitten. — Der Pinsel Mings. — Der graue Freund. — Juschu. — Verfehlte Liebe. — Bayrische Dorfgeschichten: Der Böswirt. Zwischen Dorf und Stadt. Aus den Akten, aus der Welt. — **Der alte Praktikant. — Die Heirat des Herrn von Waldenberg. — Die Geschichten des Majors:** Der verlorene Kamerad. Die Wette Schabernacks. Flinserls Glück und Ende. — **Mein Onkel Don Juan. — Kleine Leute:** Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudels Ball. — **Die Einsame. — Brennende Liebe. — Zum Guten. — Das Allheilmittel. — Der letzte Hieb. — Ein wunderlicher Heiliger. — Mein erstes Abenteuer.** Rezept für junge Frauen. Wie der Wald verschwand. — **Der Genius und sein Erbe. — Robert Leichtfuss. — Neue Geschichten des Majors:** Uebergangen. Der polnische Wachtmeister. Schneidiges Liebchen. — **Der Stellvertreter. — Die 50 Semmeln des Studiosus Taillefer. — Glänzendes Elend. — Im Schlaf geschenkt. — Die Siegerin. —**

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hopfen, Hans,

Hotel Köpf und Übereilte Werbung

Berlin [1896]
P.o.germ. 1781 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11819041-6